Paul de Kock's

humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Zweiunddreißigster Theil.

Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1844.

Schwester Anna.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Fünfter Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1844.

Erstes Kapitel.

Schwester Anna wird Mutter. — Langer Aufenthalt im Pachthofe.

Schwester Anna war noch immer in dem Pachthofe, wo sie der Graf von Monteville gelassen hatte; denn wir wissen jetzt, daß der Fremde, den sie aus der Räuberhöhle gerettet hat, kein anderer war als Friederichs Vater, der sich auf dem Rückwege von Vizille befand, wohin er sich begeben, um sich nach dem Schicksal des jungen Mädchens zu erkundigen, welches sein Sohn verlassen hatte. Der Graf hatte aber dort Niemand als den alten Hirten gefunden, und dieser wußte nicht, welchen Weg Schwester Anna genommen, als sie sich aus ihrer Heimath entfernt hatte. Auf alle Fragen, die man an ihn richtete, antwortete er stets: „Sie ist fort, sie hat fortgehen wollen; ich weiß nicht, wohin sie gegangen ist!“ Als der Graf vom Walde zurückkehrte, sah er sich ein wenig in der Gegend von Grenoble um, und auf dem Rückweg nach Lyon wurde sein Wagen angefallen.

So sehr sich Schwester Anna auch sehnte, ihre Reise fortzusetzen, fühlte sie doch, daß sie nicht mehr im Stande sei, den Weg anzutreten: der Augenblick rückte herbei, wo sie Mutter werden sollte, und wo sie sich freuen durfte, die Frucht ihrer Liebe an ihr

Herz zu drücken. Dieser Gedanke milderte ihre Qualen ein wenig, die Hoffnung auf ihr Kind zerstreute sie bisweilen, und im Pachthofe bemühte sich ein Jeder, ihr Beruhigung zu verschaffen und wieder Heiterkeit auf ihr Antlitz zurückzuführen. Die Pächterfamilie waren brave Leute, welche die lebhafteste Anhänglichkeit für die junge Stumme zeigten. Auch ohne dafür belohnt zu werden, wären sie eben so gefällig gegen sie gewesen; allein das Gold schadet nie, und die Summe, welche ihnen der Graf von Monteville mit der Aufforderung gegeben hatte, sie möchten auch fernerhin für Schwester Anna Sorge tragen, war für sie beträchtlich.

Das arme Mädchen, welches wohl einsah, daß ihr Aufenthalt im Hause von längerer Dauer sein werde, wollte ihnen die Börse geben, welche ihr der alte Herr kurz vor seiner Abreise überreicht hatte, allein die Landleute schlugen sie aus. „Behaltet Euer Geld," sprach die Pächterin, „behaltet es, mein Kind; der ehrenwerthe Mann, den Ihr aus den Händen der Räuber befreit habt, hat schon für Alles gesorgt, er hat uns sogar zu viel bezahlt!... wir hätten uns auch ohne dieses Eurer angenommen; Ihr seid so sanft, so artig und so unglücklich!... arme kleine Frau!... ach! ich errathe zum Theil Euer Schicksal!... irgend ein Verführer wird Eure Unerfahrenheit und Eure Unschuld mißbraucht... Euch betrogen... und dann verlassen haben!... Das ist die Geschichte aller jungen Mädchen, welche keine Eltern haben, die schützend über sie wachen; so machen es

Ihnen die schönen Herren!... Weinet nicht, mein Kind! ich bin weit entfernt, Euch zu verdammen!... Ihr seid minder strafbar als jede Andere! aber der, der Euch im Stich gelassen hat, verdient bestraft zu werden... In solcher Lage Euch verlassen... ach! er muß ein recht hartes Herz haben!..."

Bei diesen Worten der Pächterfrau machte Schwester Anna eine heftige Bewegung, gleich als wollte sie dieselbe abhalten, weiter zu sprechen; sie legte einen Finger auf den Mund, und schien, indem sie mit dem Kopfe schüttelte, die Behauptung der Bäuerin zu verneinen.

„Ach!" fuhr die Pächterin fort, „sie duldet nicht, daß man Böses von ihm redet, sie liebt ihn noch!... so sind die Weiber: sie entschuldigen Den immer, der ihnen am wehesten gethan hat! Macht Euch jedoch keine Sorgen wegen Eurer Zukunft, mein Kind, bleibt bei uns, wir lieben Euch, wie unsere eigene Tochter, wir werden Alles für Euch thun, Ihr sollt nie mehr in Entbehrung gerathen."

Schwester Anna drückte zärtlich die Hand der Pächterin, ließ aber in ihren Blicken kein Versprechen lesen, welches ihr Herz nicht zu halten gedachte. Friederich herrschte immer noch in der Tiefe dieses glühenden Herzens, und die Hoffnung, ihn wieder zu finden, verließ das junge Mädchen nicht.

Bald nach der Entfernung des Fremden erinnerte sich Schwester Anna, daß er ihr ein Papier gegeben habe; sie nahm es aus ihrer Börse, in welcher sie es verborgen hatte, und hielt es, ungeduldig, zu

wissen, was darauf stehe, der Pächterin vor; die Bäuerin las: Graf von Monteville, Provencer-Straße in Paris. Außer dieser Adresse enthielt das Papier Nichts, und Schwester Anna hatte keine Ahnung, daß dieß der Name von Friederichs Vater sei, denn er hatte ihr gegenüber nie seinen Familiennamen ausgesprochen; aber sie war hoch erfreut, Paris nennen zu hören, und suchte der Pächterin begreiflich zu machen, daß dieses der Ort sei, an welchen sie sich begeben wolle; dann hob sie das Papier wieder sorgfältig in ihrer Börse auf. „Das ist die Adresse dieses Fremden," sagte die Pächterin; „o! das ist ein ausgezeichneter Mann!... er ist dankbar, er wird nie vergessen, was Ihr für ihn gethan habt, und ich bin überzeugt, daß er Euch gut aufnehmen würde, wenn Ihr nach Paris ginget, was wollet Ihr aber in dieser großen Stadt machen?... Glaubt mir, mein liebes Kind, bleibt bei uns, Ihr seid glücklicher hier."

Schwester Anna fühlte sich überglücklich, den Zettel zu besitzen, worauf der Namen der Stadt stand, in welche sie sich später zu begeben im Sinne hatte; vermittelst dieses Papieres konnte sie sich verständlich machen, und dankte dem Himmel für diesen Zufall, vermöge dessen sie dieses Paris zu finden im Stande war, worin sie ihren Geliebten zu treffen hoffte.

Nach einem zweimonatlichen Aufenthalte im Pachthofe gebar Schwester Anna einen Sohn. Mit welcher Wonne betrachtete sie ihr Kind, mit welchem Entzücken hörte sie seine Stimme! Man muß Mutter

sein, um die Freude dieses Augenblickes zu begreifen. Sie glaubte bereits in den Zügen des Kindes Aehnlichkeit mit Friederich zu gewahren; sie sah es alle Augenblicke an, bedeckte es mit Küssen und gab es nicht mehr von der Seite; trotz ihrer Schwäche säugte sie es selbst. Die Landleute suchten sich Schwester Anna's Wunsche, ihr Kind selbst zu stillen, nicht zu widersetzen, denn dieses ist eine unerschöpfliche Freudenquelle für eine Mutter, und Anna schien den höchsten Genuß dabei zu empfinden. Sie war so glücklich und so stolz, wenn sie ihr Kind an der Brust hatte, daß sie ihre Leiden darüber vergaß. Sie dachte zwar immer noch an Friederich, aber ihre Seele war nicht mehr von Schwermuth umdüstert, ja, der Anblick ihres Kindes lockte oft ein Lächeln auf ihre Lippen; sie fühlte, daß eine Mutter für ihren Sohn Alles ertragen kann.

Einige Wochen nach ihrer Niederkunft drückte Schwester Anna den Wunsch aus, sich wieder auf den Weg zu machen; die Pächterfamilie widersetzte sich aber diesem Plane. „Was fällt Euch ein?“ sagte die Pächterin, „Ihr wollt fortreisen, während Ihr Euer Kind säuget! bedenket doch, daß Ihr nicht bloß Euer Leben, sondern auch Eures Kindes Leben auf's Spiel setzet. Glaubt Ihr, unter neuen Anstrengungen und Gefahren im Stande zu sein, Eurem Kinde eine gesunde, nahrhafte Milch zu reichen? Nein, Frau, nein, das ist unmöglich; das Kind würde krank werden und sterben, wenn Ihr auf Eurem Entschlusse beharret.“

Das Dasein ihres Sohnes gefährden! dieser Gedanke machte die junge Stumme schaudern. Kein Opfer war ihr zu schwer für ihr Kind; der Aufschub ihrer Reise war ein ungeheures Opfer, aber die Worte der Pächterin bewogen sie, auf der Stelle noch so lange im Pachthofe zu bleiben, bis die Anstrengungen der Mutter keinen Einfluß mehr auf den Sohn haben konnten.

„Nun, nun, Ihr bleibt," sprach die Pächterin, die in Schwester Anna's Blicken las, daß sie nachgebe. „Das ist recht, mein Kind, Ihr seid vernünftig. In einem Jahre oder achtzehn Monaten, wenn Euer Sohn kräftig genug ist, dann wollen wir sehen; bis dahin müßt Ihr aber nicht an's Reisen denken."

Schwester Anna faßte sich, und obwohl sie noch stets an Friederich dachte, beschäftigte sie sich doch nur ausschließlich mit ihrem Kinde. Zum Lohne ihrer Mühe sah sie ihren Sohn täglich mehr gedeihen: Gesundheit thronte auf seinem Angesichte, ein liebliches Lächeln spielte um seine Lippen, und seine kleinen Aermchen schienen die Urheberin seines Lebens schon mit inniger Dankbarkeit zu umschließen.

Schwester Anna schrieb den Landleuten den Namen Friederich nieder, und brachte ihnen auf diese Weise bei, daß man ihrem Sohne denselben beilegen möchte. Die Landleute nannten das Kind nun immer so, und die junge Mutter fühlte jedes Mal ein neues Vergnügen, so oft sie den Namen rufen hörte; wie groß müßte ihre Freude erst sein, wenn der Kleine darauf antworten könnte!

Die junge Stumme war seit sechs Monaten bei den guten Pächtersleuten, als eines Tages ein Bote ein Paket mit fünfundzwanzig Louisd'or und ein an die Familie gerichtetes Schreiben vom Grafen von Monteville überbrachte. Der Graf empfahl die unglückliche Anna der Sorgfalt der Landleute auf's Neue, und kündigte ihnen an, daß sie alle sechs Monate eine ähnliche Summe erhalten werden.

Die Pächterin benachrichtete Schwester Anna eilig von Dem, was der Graf von Monteville für sie thue, und die Augen der jungen Mutter füllten sich mit Thränen der Dankbarkeit. „Welch ein wackerer Mann!" rief die Pächtersfrau aus. „Ach! ich war gewiß, daß er Euch nicht vergessen würde!... Meiner Treu, ich wiederhole es Euch, wenn Ihr später noch Lust habt, nach Paris zu gehen, so müßt Ihr Euch gleich zu diesem Grafen begeben! Denn seht, mein Kind, ein Graf ist ein Edelmannn, ein mächtiger Herr!... Dieser hier ist allem Anscheine nach ein reicher Mann, und wenn Euer Verführer in Paris ist, so wird er Euch behülflich sein, denselben aufzufinden, und vielleicht gelingt es ihm auch, denselben durch seine guten Rathschläge zu bewegen, daß er Euch nicht mehr verläßt."

Schwester Anna gab der Pächterin zu verstehen, daß sie derselben Ansicht sei, wie sie, und daß sie ihr in Allem folgen werde. Dann nöthigte sie die gute Frau, das Geld anzunehmen, welches ihr von dem Grafen zugeschickt worden war, und fühlte sich glücklicher bei dem Gedanken, daß sie nun diesen theil-

nehmenden, braven Leuten nicht mehr zur Last fallen müsse.

Die Zeit verstrich. Schwester Anna vergötterte ihren Sohn; er ersetzte ihr Alles, was sie verloren hatte. Sie sah den Bruder in ihm, den sie so sehr geliebt und dessen Tod so traurige Folgen für sie gehabt hatte; sie sah Friederich in ihm, denn der Knabe glich in allen Zügen seinem Vater. Sie lauschte auf die geringsten Wünsche ihres Kindes, sie beobachtete jeden seiner Blicke, jedes Lächeln von ihm, und fand bei dieser rührenden Aufmerksamkeit für den geliebten Sohn die Zeit, welche verflossen war, seitdem sie ihren Geliebten zum letzten Male gesehen, und die, welche noch verfließen mußte, bis sie ihn wiedersehen sollte, minder lang.

Der kleine Friederich versprach so schön und sanft zu werden, wie die Urheberin seiner Tage; er stammelte schon das süße Wort, welches dem Ohre einer Mutter so wohlthuend ist, und Schwester Anna sah dabei ein, wie nothwendig ihm der Aufenthalt bei der guten Pächterfamilie sei, denn wenn er Niemand gehabt hätte, als sie, so hätte das arme Kind nicht sprechen lernen, denn auch die Stimme ist eine Kunst, in welcher man durch einen Sprachmeister unterrichtet werden muß.

Der Graf überschickte zur bezeichneten Zeit abermals eine Geldsumme; der Bote erkundigte sich jedes Mal nach dem Befinden der jungen Stummen, nach der Gesundheit ihres Kindes, und forderte sie auf, im Pachthofe zu bleiben, wo sie eines ruhigen, friedlichen

Lebens genieße, und in Allem für ihren Sohn sorgen könne.

Aber Schwester Anna hatte die Absicht, nach Paris zu gehen, noch nicht aufgegeben. Trotz der Einwendungen der Pächterin wollte sie doch Alles versuchen, Friederich wieder zu finden. Die Liebe für ihren Sohn verminderte ihre Betrübniß über die Entfernung von ihrem Geliebten nicht. Es schien im Gegentheil, wenn sie ihr Kind betrachtete, dessen Schönheit sie bewunderte, als ob sie eine noch größere Sehnsucht empfunden hätte, dasselbe seinem Vater zu zeigen. „Wäre es möglich, das Kind nicht zu lieben, wenn er es sehen würde?" sprach sie bei sich, „o nein! dann dächte er nicht mehr daran, mich zu verlassen."

Der kleine Friederich war zwanzig Monate alt. Schon lange genoß er andere Nahrung als Muttermilch. Er fing bereits an zu gehen; mit jedem Tage wurden seine Schritte sicherer. Schwester Anna leitete und führte ihn. Sie betrachtete seine immer zunehmenden Kräfte und Fähigkeiten. Gleich dem Gärtner, der bemerkt, welche Veränderung eine einzige Nacht an seinen jungen Pflänzchen hervorgebracht hat, beobachtet auch eine Mutter mit Entzücken das tägliche Wachsen und Gedeihen ihres Kindes.

Ueber den Gesundheitszustand ihres Sohnes beruhigt, und mit dem Gelde versehen, das ihr der Graf vor seiner Abreise noch gegeben hatte, in welchem sie überdieß in Paris einen Freund und Beschützer zu finden hoffte, entschloß sich Anna endlich,

die Reise zu unternehmen, und eines Morgens überreichte sie der Pächterin den Zettel, den ihr der Graf eingehändigt hatte, womit sie ihr bezeichnen wollte, daß sie nun gesonnen sei, den Pachthof zu verlassen.

Die Pächterfamilie bemühte sich abermals, sie von ihrem Entschlusse abzubringen. Dießmal jedoch blieb Schwester Anna unerschütterlich: sie wollte fort und nach Paris gehen; ihr Herz sagte ihr, daß sie dort Friederich finden werde.

„Warum wollt Ihr Euer Kind mitnehmen?“ sagte die Pächtersfrau; „lasset es bei uns, Ihr wisset ja, wie lieb wir es haben.“ Allein Schwester Anna begriff nicht, wie eine Mutter sich nur einen Augenblick von ihrem Kinde trennen könne; sie drückte es an ihr Herz, und gab zu verstehen, daß sie es nie aus ihren Händen lassen werde.

„Wenn Ihr durchaus nach Paris wollt,“ fuhr die Pächterin fort, „so dürfet Ihr wenigstens nicht wie eine Bettlerin zu Fuße hingehen. Ich will Euch mit meinem Wagen bis nach Lyon führen, und dort lasset Ihr Euch in einen Eilwagen einschreiben, der Euch mit Eurem Kinde an den Ort Eurer Bestimmung bringen wird. Seid Ihr dort angekommen, so zeiget Ihr die Adresse vor, die Ihr habet, und man wird Euch dann zu diesem Herrn von Monteville hinführen; der Herr Graf wird Euch nicht verlassen!... Und falls Ihr wieder zu uns zurückzukehren wünscht, so wird er es schon zu bewerkstelligen wissen.“

Schwester Anna drückte der Pächterin ihren inni-

gen Dank für die erwiesene Güte aus, und nachdem die Reise entschieden war, beschäftigte man sich nur noch mit den Vorbereitungen zu derselben: die Landleute kauften der jungen Stummen Weißzeug und Kleider für sich und ihren Sohn, sie wollten ihr sogar Geld mitgeben. Aber die Börse, welche Schwester Anna besaß, enthielt fünfzig Louisd'or: dieß schien ihr eine ungeheure Summe und weit mehr als nöthig sei, um in Paris zu leben, selbst wenn sie dort der Graf von Monteville nicht unterstützen würde; sie schlug also dieses Anerbieten aus. Die Kleider, die man ihr hatte machen lassen, hielt sie für prachtvoll gegenüber von denen, welche sie in ihrem Walde getragen hatte. Ihr Herz fühlte eine freudige Empfindung, als sie ihr einfaches, aber geschmackvolles Kostum betrachtete, nämlich das einer Pächterin aus dem Dauphiné.

„Er wird mich schöner finden,“ sprach sie bei sich, „vielleicht liebt er mich dann um so mehr! ...“

Alle Vorbereitungen waren getroffen: die Pächterin ließ ihren Bläuewagen anspannen, und setzte sich mit Schwester Anna, die ihren Sohn auf den Schooß nahm, hinein. Man brach Morgens frühe auf, und kam noch am Abend desselben Tages in Lyon an. Die Pächterin bestellte in einer Diligence, die mit dem folgenden Morgen nach Paris abging, einen Platz für die junge Mutter, und empfahl sie dem Conducteur, damit er unterwegs für sie sorge.

Der Augenblick des Scheidens war gekommen: nicht ohne einen Strom von Thränen trennte sich die gute

Pächterin von der jungen Stummen und ihrem kleinen Friederich. „Ihr habt uns verlassen wollen,“ sprach sie zu Schwester Anna, „ich fürchte sehr, daß Ihr es bereuen werdet!... Ihr geht in eine ungeheure große Stadt, wo man nicht so freundlich gegen Euch sein wird als in unserem Dorfe!... Vergesset uns aber nicht... Gebet uns Nachricht von Euch durch diesen Herrn von Monteville, der Euch recht gerne zu haben scheint; und wenn Ihr später vielleicht in's Unglück kämet, ach! so kehret schnell zu uns zurück, Ihr werdet stets aufgenommen werden wie unser eigenes Kind.“

Schwester Anna küßte die gute Pächterin zärtlich, und stieg dann mit ihrem Sohne in den Wagen, der sie nach Paris führen sollte.

Zweites Kapitel.

Der Eilwagen. — Schwester Anna in Paris.

Ein junges Frauenzimmer, welches bis zu ihrem sechszehnten Jahre nicht zu ihrer Hütte hinausgekommen ist, welches durch seine Lage mehr als jedes andere der Welt und ihren Gebräuchen fremd ist, muß tausenderlei verschiedene Gefühle empfinden, wenn es sich zum ersten Male, von unbekannten Personen umgeben, in einem dieser rollenden Häuser befindet, die uns durch Städte und Länder führen.

So erging es auch Schwester Anna, die erst achtzehn und ein halbes Jahr alt war, als sie mit ihrem

einundzwanzig Monate alten Söhnchen nach Paris reiste. Im Hintergrunde des Gefährtes sitzend, wagte sie, mit ihrem Kinde auf dem Schooße, kaum die Augen zu erheben, um ihre Reisegefährten anzusehen, und erröthete, so oft sie bemerkte, daß man sie betrachtete.

Ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre Liebe zu ihrem Sohne hätten sie jedem gefühlvollen Menschen interessant machen sollen. Aber man trifft wenig Gefühl in den Eilwägen, und die Leute, welche Schwester Anna umgaben, schienen besonders wenig zu besitzen. Zu ihrer Linken saß ein Kaufmann, der mit einem andern ihm gegenüber sitzenden Handelsmann unaufhörlich von seinen Geschäften sprach. Die Geldcourse, der Preis des Zuckers, des Kaffees, der Cochenille, die Handelsoperationen, welche auf den letzten Messen stattgefunden hatten, dieß Alles beschäftigte die Herren in dem Maße, daß sie nicht einmal Zeit fanden, um Entschuldigung zu bitten, wenn sie im Eifer der Gestikulationen ihren Nachbarinnen den Ellbogen in die Hüften stießen, oder ihnen ihre Tabaksdose unter die Nase hielten. Zur Rechten unserer jungen Mutter befand sich ein etwa vierzigjähriger Herr mit schielendem Blicke, trockener und langweiliger Miene, der wenig sprach, aber seinen Nachbarn zuhörte und sie zu beobachten schien. Ihr gegenüber saß eine fünfzigjährige Dame in einem alten, fleckigen Seidenkleide, die einen schlechten Sammethut auf dem Kopfe hatte, von welchem Federn hinabhingen, die aussahen wie Gräten, und deren

flammrothes Gesicht mit Schminke, Schönheitspflästerchen und Tabak bedeckt war. Diese Dame hatte, noch ehe man zehn Minuten im Wagen gefahren war, bereits ihren Nachbarn mitgetheilt, daß sie, nachdem sie in Straßburg die naiven Mädchenrollen, in Caen die Fürstinnen, in Saint-Malo die Liebhaberinnen, in Giron die Schäferinnen, in Nantes die Königinnen, in Noisy-le-Sec die edlen Mütter und in Troyes die jugendlichen Rollen gespielt habe, nun in Paris im Seiltänzer-Theater das Fach der Koketten übernehmen werde, wo sie hoffte, alsbald eine Aufforderung zu Vorstellungen in der Comédie-Française zu erhalten, um welche sie sich schon seit sechsunddreißig Jahren bewarb.

Neben der Schauspielerin saß endlich ein dicker Herr, der beinahe fortwährend schlief, und nur bisweilen aufwachte, um auszurufen: „O weh! wir fallen!... Ich habe geglaubt, wir würden umgeworfen!...“ Ein außerordentlich liebenswürdiger Nachbar in einem Eilwagen.

Anfangs vernahm Schwester Anna nur ein verworrenes Gerede von Worten, die sie nicht verstand, denn die Handelsleute mengten ihr Gespräch über Indigo und Cochenille unter die Abenteuer, welche die „Kokette“ von sich erzählte, die in ihrem Berichte nur inne hielt, um eine Prise zu nehmen und ihrem Nachbar, dem Schläfer, zuzurufen: „Nehmen Sie sich doch in Acht, mein Herr... Sie liegen ja auf mir... Beobachten Sie auch die meinem Geschlechte schuldigen Rücksichten!... — O weh! wir fallen!...“

schrie dann der dicke Herr, indem er sich die Augen ausrieb.

Wenn man mit sich selbst fertig ist, bekümmert man sich jederzeit um Andere: der schielende Herr hatte Schwester Anna bereits Complimente wegen der Schönheit ihres Söhnchens gemacht, und war mit einem sanften Lächeln der jungen Stummen dafür belohnt worden; man empfiehlt sich stets bei einer Mutter, wenn man ihr Kind lobt.

Die Dame mit dem alten Hute betrachtete ihrerseits Schwester Anna auch und sagte: „Das kleine Frauchen ist recht hübsch... sie hat ein sehr interessantes Gesicht... sie trägt dasselbe Kostum, welches ich im Jahre siebenzehnhundertundzweiundneunzig in Annette und Lubin trug; wie herrlich stand es mir!... Ich muß diese Rolle im Seiltänzer-Theater wieder spielen."

Die beiden Kaufleute warfen einen Blick auf Schwester Anna; da der kleine Friederich aber ein Stück Zucker in den Händen hielt, so brachte sie dieß nothwendig auf die Veränderungen, welche dieser Artikel gerade erlitten hatte.

„Das Kind ist recht artig," fuhr die Komödiantin fort, „es hat schon Ausdruck im Gesicht... wenn es mein gehörte, würde ich es auf's Theater thun... In einem Jahre könnte es bereits den kleinen Joas in der Athalia, und in zwei Jahren die Sprünge des Polischinel-Vampirs machen. So erzieht man jetzt die Kinder! Es ist prächtig!... Alle, die dabei bleiben, sind im zwölften Jahre Foriosos!"

Schwester Anna verstand weder was Forioso, noch was der kleine Joas war, aber sie sah, daß man ihrem Kinde Aufmerksamkeit schenkte, und ihr Herz empfand jenes Gefühl der Freude und des Stolzes, welches bei einer Mutter so natürlich ist. Gleich darauf richtete übrigens die Schauspielerin das Wort an sie.

„Sie gehen nach Paris?“ fragte sie. „Wollen Sie Ihrem Kind die Kuhpocken einimpfen lassen?... Ist es schon bei Ihnen daheim geimpft worden?... Was thun Sie in Paris?... Ist Ihr Mann voraus gereist?...“

Da die Dame auf alle diese Fragen keine Antwort erhielt, fing sie an ungeduldig zu werden und das Betragen der jungen Frau sehr unverschämt zu finden. „Verstehen Sie mich nicht, Madame?“ fuhr sie in spöttischem Tone fort. „Ich meine, Sie könnten mir wohl die Ehre anthun, meine Fragen zu beantworten.“

Schwester Anna machte ein verneinendes Zeichen mit dem Kopfe und schlug traurig die Augen nieder. „Nun! was soll das heißen!...“ schrie die alte Bühnenspielerin; „ich glaube, sie will mir zu bedeuten geben, daß sie mir nicht antworten will!... Wissen Sie, kleine Zierpuppe, daß ich Sie zum Reden zwingen kann!... und daß Primerose Berenice Follencourt nicht da ist, um sich Unverschämtheiten gefallen zu lassen!... Ich habe mich mehr als einmal auf den Brettern geschlagen... Ich habe Männerrollen gespielt, und weiß den Degen zu führen; verstehen Sie mich, Sie ungebildete Person!...“

Schwester Anna warf, von dem Tone und den zornglühenden Blicken der alten Dame erschreckt, einen flehenden Blick auf ihren Nachbarn zur Rechten, und dieser, der sie forschend betrachtete, sagte zu der Schauspielerin: „Madame, Sie haben Unrecht, wenn Sie sich ärgern... — Was wollen Sie damit sagen! warum habe ich Unrecht?... — Ohne Zweifel ist das Schweigen dieser jungen Frau nicht natürlich... Sie hat, seit sie sich im Wagen befindet, noch kein Wort gesprochen, sogar nicht mit ihrem Kinde... ich glaube sie ist stumm... — Stumm!... ein Frauenzimmer stumm!... das ist unmöglich, mein Herr."

Allein Schwester Anna gab eilends zu verstehen, daß dieses die Wahrheit sei; alsbald stieß die alte Komödiantin einen so lauten Schrei des Erstaunens aus, daß ihr Nachbar erwachte. „Sie ist stumm!... wäre es möglich! mein Herr, hören Sie doch, sie ist stumm!... — O weh! ich habe geglaubt, wir hätten umgeworfen!... — Ach! was sind Sie doch für ein unausstehlicher Mensch!... Er bringt mich noch zu Krämpfen mit seinem Umwerfen... Armer Engel... liebes Herzchen... Sie sind stumm, meine Freundin... Ach! wie beklage ich Sie! wie schmerzlich muß Ihnen das sein!... Ich möchte noch lieber nichts sehen und nichts hören. Arme Kleine! wie interessant sie ist! wie anmuthig! und nicht sprechen können!... Wie ist denn das gekommen, mein Kind?"

Schwester Anna zog jetzt, beinahe eben so erstaunt über die Freundlichkeit der Komödiantin, als sie es

vorher über den Zorn derselben gewesen, ihre Börse aus der Brust hervor, nahm das Papier heraus, welches sie immer bei sich trug, und reichte es ihrem Nachbarn hin, der es leise überlas und dann sagte: „Das ist die Adresse des Hauses, in welches sie sich begibt. — Wahrscheinlich um dort als Säugamme einzutreten... Ach! sie thäte weit besser daran, Pantomime zu spielen... Welch hübscher Kopf! wie gut würde sie sich in Philomele und Terée ausnehmen!"

Der Nachbar von Schwester Anna gab der alten Schauspielerin keine Antwort mehr; er schien zerstreut, seit er die volle Goldbörse gesehen, welche die junge Mutter aus ihrer Brust hervorgezogen hatte, um die Adresse des Grafen zu zeigen. Seit diesem Augenblicke verdoppelte er seine Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit für Schwester Anna. Er liebkoste den kleinen Friederich, und trieb seine Galanterie so weit, daß er demselben auf der nächsten Station Gerstenzucker und Biscuit kaufte. Schwester Anna, die in ihrer Herzensreinheit und Einfalt überall Beschützer und Freunde sah, gewahrte die Falschheit in ihres Nachbars Blicken nicht, und fühlte sich im Gegentheil bewogen, ihm vollkommenes Vertrauen zu schenken. Arme Kleine!... was willst Du in Paris thun!...

Am zweiten Tage der Reise sprach der schielende Herr zu Schwester Anna: „Ich kenne den Grafen von Monteville, zu dem Sie in Paris gehen, sehr wohl... er ist einer meiner Freunde. Wenn es

Ihnen recht ist, so will ich Sie selbst zu ihm führen."

Schwester Anna gab dem Herrn zu verstehen, daß sie es dankbar annehmen werde, und die alte Schauspielerin, welche bemerkte, wie Schwester Anna ihrem Nachbarn zulächelte, biß sich in die Lippen, während sie dieselbe verächtlich ansah, und brummte zwischen den Zähnen hindurch: „Das geht gut... im Wagen macht man schnell Bekanntschaft." So setzt man immer das Böse voraus, besonders wenn man sein Leben lang Böses gethan hat. Schwester Anna dagegen sah die Komödiantin mit Verwunderung an: sie begriff die Frau nicht, die in weniger als vierundzwanzig Stunden Unwillen, Freundschaft und Verachtung gegen sie geäußert hatte.

Endlich fuhr der Eilwagen in die große Stadt ein; Schwester Anna war geblendet und betäubt von den Gegenständen, die ihr Auge erblickte. Sie glaubte sich in eine neue Welt versetzt, denn da sie in Lyon Abends spät angekommen und Morgens früh wieder abgereist war, hatte sie diese Stadt, deren Größe, Reichthum und Bevölkerung ihr hätte einen Begriff von Paris beibringen können, nicht gesehen.

Der trockene, schielende Herr, der immer um die junge Stumme und ihren Sohn bemüht war, half ihnen beim Aussteigen aus dem Eilwagen, und während die „Kokette" des Seiltänzer-Theaters ihren im Wagen zerknitterten Hut und die Federn darauf in Ordnung brachte, die beiden Handelsleute auf die Börse rannten, und sich der dicke Herr mit dem Aus-

rufe entfernte: „Schaut, wir haben nicht umgeworfen... das ist doch komisch... ich habe immer geglaubt, man werfe uns um!...“ ließ er gefälliger Weise einen Fiaker kommen. Nun schaffte man Schwester Anna's Gepäck in den Wagen, sie stieg ein mit ihrem Kinde und der Herr ebenfalls.

Der Unbekannte hatte vorher mit dem Kutscher gesprochen, und sagte dann zu Schwester Anna: „Wir gehen zu dem Grafen von Monteville, ich bin sehr erfreut, Sie selbst in sein Haus führen zu können, denn Sie wären in Paris, wo Sie fremd sind, bei der Unmöglichkeit, sich auszudrücken, sehr in Verlegenheit.“

Schwester Anna bedankte sich bei dem Herrn; die arme Kleine hatte keine Ahnung, daß sie in die Hände eines Niederträchtigen, eines elenden Schurken gefallen war, der, nachdem er in allen großen Städten seine Schelmenstreiche ausgeübt und sich überall flüchtig gemacht hatte, wieder nach Paris zurückkam; er hoffte, daß er während einer Abwesenheit von acht Jahren von den in früherer Zeit von ihm Geprellten vergessen worden sei, und glaubte nun wieder Andere betrügen zu können. Es war auch klar, daß die junge Stumme in die erste Schlinge gehen mußte, die man ihr legte. Sanft, vertrauensvoll, ganz ohne Arg und List vermuthete sie nie etwas Böses. In Folge ihres Abenteuers im Walde fürchtete sie sich vor Räubern in den Wäldern, aber es hatte nicht dazu gedient, sie vor solchen zu warnen, die man in einer gewöhnlichen Gesellschaft antrifft,

und welche weit schwerer zu erkennen sind, weil sie sich anfänglich hinter einer Larve von Rechtschaffenheit verstecken, weßhalb sie uns auch oft weit gefährlicher werden als solche, die uns auf offener Heerstraße anfallen.

Der Fiaker, in welchem unsere Reisenden fuhren, hielt vor einem schönen Hause. Der Herr stieg rasch aus und sagte zu Schwester Anna: „Warten Sie einen Augenblick, das ist das Hôtel des Grafen, ich muß übrigens vorher nachsehen, ob er zu Hause ist.“ Damit ging er hinein, und kehrte nach einer Weile mit ärgerlicher Miene wieder zurück: „Meine liebe Frau, was ich befürchtete, ist in der That der Fall: der Graf von Monteville ist auf dem Lande und kommt erst in zwei Tagen wieder nach Hause.“

Man sah dem jungen Mädchen an, daß sie dachte: „Was soll ich während dieser Zeit beginnen?... wo gehe ich hin? — Machen Sie sich keine Sorgen,“ fuhr der dienstfertige Mann fort, „ich lasse Sie nicht in Verlegenheit; ich werde Sie in ein rechtschaffenes Haus führen, wo man sich Ihrer angelegentlich annehmen wird. Zwei Tage sind bald vorbei, und dann können Sie wieder zu dem Herrn Grafen gehen.“

Schwester Anna bezeugte auf's Neue ihre Dankbarkeit; sie war gerührt von seinen Bemühungen für sie, ohne jedoch erstaunt darüber zu sein, denn sie stellte sich vor, so handle Jedermann in einer großen Stadt. Der Fiaker fuhr wieder weiter. Die Bewegung des Wagens gefiel dem kleinen Friederich, er

lachte und hüpfte auf den Knien seiner Mutter, und diese betrachtete mit Verwunderung und Staunen diese großen Häuser, diese prächtigen Läden und die hin- und herströmende Menschenmasse. „O!“ sagte der Herr, „Sie werden noch andere Dinge sehen, Sie werden auf tausenderlei Weise überrascht werden ... Diese Reise wird Ihnen von sehr großem Nutzen sein.“

Der Fiaker hielt vor einem häßlichen, möblirten Hause der Vorstadt Sankt-Jakob, und Schwester Anna fand, daß dieses rechtschaffene Asyl sehr traurig und sehr schmutzig sei; sie ließ sich aber doch von dem Herrn, der ihre Effekten in ein für sie bestimmtes Zimmer bringen ließ, wo er sich bald mit ihr und ihrem Kinde allein befand, hineinführen. „Ehe ich Sie verlasse,“ sprach er dort zu Anna, „muß ich Ihnen noch zum Voraus ankündigen, daß Sie eine kleine Formalität zu beobachten haben: wenn man in Paris ein Haus bezieht, so muß man erklären, wie viel man Geld bei sich hat... Dieß ist eine polizeiliche Verordnung, damit in der Stadt nie Etwas verloren gehen kann; denn wenn Sie heute angeben, Sie haben vierzig Louisd'or, und es wird Ihnen morgen eines gestohlen, so zählt man das Geld aller Bewohner der Hauptstadt, und wer eines zu viel hat, ist der Dieb. Hm! was sagen Sie dazu? Ich das nicht ein guter Gedanke?“

Schwester Anna verstand diese Worte nicht recht; sie sah den Herrn an, als ob sie eine weitere Erklärung wünsche, und er fuhr fort: „Wollen Sie Ihr

Geld mit der Hauswirthin zählen, oder soll ich für Sie hingehen?... Das Letztere wird besser sein; geben Sie mir Ihre Börse, ich bin gleich damit fertig."

Die arme Kleine zog den Geldbeutel aus der Brust hervor, und der dienstfertige Herr nahm ihn zur Hand und sagte: „Werden Sie nicht ungeduldig, ich will den Inhalt zählen." Dann ging er hinaus und gab unten der Hausbesitzerin ein Goldstück mit den Worten: „Hiermit tilge ich die Ausgaben für die junge Frau oben, welche stumm ist." Hierauf entfernte sich der Betrüger, indem er sich mit dem Gedanken schmeichelte, sein letztes Verfahren sei sehr anständig gewesen; nun ging er in's Palais=Royal, wo er mit Andern seines Gelichters zusammentraf und bald das Gold verlor, welches er einer Unglücklichen gestohlen hatte. Da er keinen Narren mehr fand, der ihm seine Börse anvertraute, so führte er einem dicken Lord die seinige aus der Tasche ab; der Milord, welcher es bemerkt hatte, ließ ihn aber festnehmen; dann schleppte man ihn auf die Präfektur, dann in's Bicêtre, dann auf die Galeeren, wo er sich noch im Bestehlen seiner Kameraden übt; dort wollen wir ihn übrigens lassen.

Schwester Anna wartete immer auf die Rückkehr dieses Herrn, der mit ihrer Börse fortgegangen war; die arme Kleine hegte nicht den mindesten Verdacht, nicht die geringste Besorgniß, und spielte ruhig mit ihrem Sohne, warf mitunter einen Blick zum Fenster hinaus, und zog sich dann erschreckt zurück, weil ihr

Zimmer im dritten Stockwerke lag, und sie noch nie so hoch gewohnt hatte.

Indessen kam der Herr nicht mehr zurück, und Schwester Anna fing an, sich über sein langes Ausbleiben zu wundern, als die Wirthin bei ihr eintrat.

Die jugendliche Mutter streckte ihr die Hand hin, um ihre Börse wieder in Empfang zu nehmen, allein die Hausfrau fragte bloß, was sie zu essen wünsche. „Ich werde mein Möglichstes thun, Sie gut zu bedienen," fügte sie bei, „denn der Herr hat mir vor seinem Weggehen die Miethe und alle Ausgaben bezahlt, die ich während der zwei Tage, welche Sie sich in meinem Hause aufhalten werden, für Sie zu machen habe."

Der Herr war fort. Eine fürchterliche Ahnung erwachte plötzlich in Schwester Anna. Sie suchte sich verständlich zu machen, sie hielt immer die Hand hin, und that mit den Fingern, wie wenn sie Geld zählte. „Ich sage Ihnen ja, ich bin bezahlt," wiederholte die Wirthin; „ich fordere Nichts von Ihnen, mein Kind, ich will Ihnen gleich das Mittagessen heraufbringen."

Schwester Anna blieb wie vernichtet; sie bedauerte den Verlust des Goldes nicht allein, denn sie kannte den Werth desselben noch nicht ganz, aber die Adresse des Grafen von Monteville war auch in ihrer Börse, und der Niederträchtige hatte sie nebst dem Gelde mitgenommen. Was sollte aus ihr werden? wie konnte sie nun das Haus ihres Beschützers finden?

Den ganzen Tag durch nährte die junge Frau noch einige Hoffnung: sie erwartete immer, der Unbekannte werde zurückkehren, aber die Nacht brach herein und der dienstfertige Mann erschien nicht wieder. Schwester Anna drückte weinend ihren Sohn an's Herz; sie zitterte nicht mehr für ihr Leben allein, deßhalb war ihr Schmerz um so größer. Sie sah ihr Kind bereits das Nöthigste, ja die Nahrung sogar entbehren; sie bebte! Sie begriff das Entsetzliche ihrer Lage, und bereute nun, den Pachthof verlassen zu haben, denn der Gedanke, daß ihr Sohn auch leiden müsse, schlug all ihren Muth nieder.

Sie brachte auch den zweiten Tag nach ihrer Ankunft in Paris in ihrem Zimmer zu; der Elende, welcher sie beraubt, hatte ihr gesagt, daß der Graf auf zwei Tage abwesend sei, sie erwartete also den folgenden Morgen, um Herrn von Monteville aufzusuchen. Sie bildete sich ein, sie werde das Haus erkennen, vor welchem sie angehalten hatten. Die arme Kleine hoffte den Weg in dieser ungeheuren Stadt zu finden, in die sie zum ersten Male kam! sie wußte nicht, daß der Betrüger, der sie bestohlen, den Fiaker vor einem andern als des Grafen Haus hatte halten lassen.

Am folgenden Morgen nahm sie ihren Sohn auf einen Arm und auf den andern das Päckchen mit ihren Effekten, und verließ dieses Haus, worin sie die Wirthin nicht zurückzuhalten suchte, da man nur auf zwei Tage für sie bezahlt hatte. Schwester Anna empfahl sich dem Schutze der Vorsehung, und suchte

ihren Muth zu beleben, als sie sich auf's Gerathewohl in diese ihr unbekannte Stadt hineinwagte. Alle Augenblicke ward sie von Gefährten erschreckt, die Pferde jagten ihr Angst ein, das Geschrei der Handelsleute mit ihren Körben betäubte sie, und der Anblick dieser Menschenmenge, die hin und her ging, sich kreuzte, und sie oft rücksichtslos herumstieß, brachte sie dermaßen außer Fassung, daß sie gar nicht mehr wußte, wo sie war. Die arme Kleine stand unter ein Hofthor und fing an zu weinen. Die Portière des Hauses fragte sie nach der Ursache ihres Kummers, aber Schwester Anna konnte nichts als Thränen vergießen; dann ging die Portière unwillig von ihr weg und sagte: „Es ist schon der Mühe werth, sich von dem Schicksale solcher Leute rühren zu lassen, die Einem nicht einmal sagen wollen, was ihnen fehlt.“

Nachdem das junge Mädchen lange geweint hatte, setzte sie ihren Weg wieder fort, allein sie lief schon seit vier Stunden umher und gelangte nicht zum Ziele. Sie sah überall Straßen, Häuser, Läden, aber sie wußte nicht, nach welcher Richtung sie sich hinwenden sollte, und legte oft eine große Strecke zurück, um wieder auf demselben Punkt anzulangen, von welchem sie ausgegangen war. Wie sollte sie des Grafen Haus erkennen! Sie fing an, zu begreifen, daß dieses unmöglich sei. Die Müdigkeit erdrückte sie beinahe, denn sie trug immer ihr Kind auf dem Arme; bald gesellte sich auch der Hunger dazu und vermehrte das Schreckliche ihrer Lage.

Endlich setzte sie sich auf eine steinerne Bank; die Vorübergehenden warfen einen Blick auf sie, liefen aber ihres Weges weiter; sie wären stille gestanden, wenn sie statt einer über ihrem Kind weinenden Mutter eine Katze sich mit einem Hanswurst hätten balgen sehen.

Glücklicher Weise war es mitten im Sommer, das Wetter prachtvoll, und man somit nicht genöthigt, vom Spaziergange nach Hause zu eilen. Die junge Stumme ging in einen Pasteten-Bäckerladen hinein; dort gab sie ihrem Kinde Kuchen, und bot dann traurig statt der Bezahlung eines ihrer Kleidungsstücke an; allein man gab es ihr voll Mitleid und Erstaunen zurück, denn Schwester Anna's Kleidung deutete keine Armuth an, und man konnte nicht begreifen, weßhalb sie ohne Geld war.

Sie versuchte es auf's Neue, ihre Wanderung fortzusetzen, aber die Nacht vermehrte ihre Angst, und trotz der Laternen, welche die Straßen beleuchteten, schien ihr das Pferdetraben noch schrecklicher. Sie zitterte alle Augenblicke von den rings auf sie zufahrenden Wagen mit ihrem Sohne niedergeworfen zu werden, daher entschloß sie sich abermals, sich auf eine Bank niederzulassen.

Schwester Anna befand sich gerade in der Straße Montmartre; sie war im Laufe des Tages mehrmals durch die Provencer-Straße und an dem Hôtel des Grafen vorüber gegangen, aber die arme Kleine kannte das Haus nicht. Es wäre ihr nunmehr unmöglich gewesen, ihre bisherige Wohnung wieder

aufzufinden; sie wollte sich bereits der Verzweiflung hingeben, aber sie drückte ihren Sohn an's Herz, und suchte, während sie ihn mit Küssen bedeckte, neue Kräfte zu schöpfen. Das Kind lächelte sie an uud spielte mit ihren Haaren; es war in einem Alter, wo man nichts von Unglück weiß, wenn man in den Armen seiner Mutter ruht.

Es wurde immer später, man schloß bereits die Läden, die Leute verloren sich nach und nach auf den Straßen und das Fahren der Wagen war nicht mehr so anhaltend. Schwester Anna hob die Augen in die Höhe und blickte mit etwas mehr Sicherheit um sich her. Wo sollte sie ein Obdach für die Nacht erlangen? sie irrte inmitten dieser zahllosen Wohnungen umher und wagte sich nirgends hinzuwenden! Sie heftete ihre flehenden Blicke auf die Vorübergehenden; einige Männer standen stille, sie zu betrachten. „Sie ist hübsch!“ riefen sie aus; sie hielt aber ihnen ihr Kind hin, und sie entfernten sich rasch. „Großer Gott!“ dachte die Unglückliche, „lieben denn die Bewohner von Paris die Kinder nicht . . . sie gehen schnell weiter, sobald ich ihnen das meinige zeige.“

Gegen Mitternacht kamen Soldaten durch die Straße und näherten sich ihr; sie bebte angstvoll zusammen. Einer trat auf sie zu und sprach: „Nun, nun, was macht Ihr da mit Eurem Kinde? gehet heim oder ich führe Euch auf die Hauptwache.“

Der rauhe Ton des Mannes, der sie angeredet hatte, machte sie zittern. Sie erhob sich unverzüglich, schloß ihr Kind in die Arme und eilte von dannen.

Kaum hatte sie jedoch hundert Schritte zurückgelegt, so bemerkte sie, daß sie das Päckchen mit ihren Kleidern auf der steinernen Bank zurückgelassen hatte, sie kehrte plötzlich zurück, um es zu holen, und fand den Platz, wo sie gesessen hatte, aber, ach! ihr Päckchen war nicht mehr da. Die Unglückliche, dieß war ihr letztes Hilfsmittel!

Sie hatte keine Thränen mehr für dieses letzte Unglück, eine ungeheure Last schien ihr Herz zu beschweren; sie schritt weiter mit ihrem Kinde und wagte nicht mehr zu denken. Schneller eilte sie vorwärts, ohne zu wissen wohin, und preßte ihren Sohn fester an sich; all ihre Glieder wurden von einer Zusammenziehung der Nerven durchzuckt; sie hatte beinahe das Gefühl ihrer Leiden verloren. Indessen war sie die Straße Montmartre hinabgegangen und auf's Boulevard gelangt, dort erblickte sie Bäume; ihr Herz ging wieder auf! Die arme Kleine glaubte sich außer dem Bereiche der Stadt, wo sie das Schicksal arg verfolgte, sie glaubte sich wieder auf ihre Felder und in ihre Wälder versetzt, und flog auf den ersten besten Baum zu, schmiegte sich an ihn an, berührte ihn mit trunkenem Entzücken, und ein Strom von Thränen entquoll ihren Augen.

Sie setzte sich endlich unter das Laubwerk, dessen Anblick ihr Herz wieder ermuntert hatte, sie bedeckte ihr Kind mit ihrer Schürze und entschloß sich, hier den Morgen zu erwarten.

Der Tag erschien, ohne daß die junge Stumme die mindeste Ruhe genossen hatte. Sie dachte an das

Loos, welches ihrer harrte, und sah ein, daß sie das öffentliche Mitleid für sich und ihren Sohn anflehen mußte. Allein hätte sie den Tod erwartet, für ihr Kind konnte sie aber Alles ertragen. Nachdem sie im Pachthofe so glücklich und von Leuten umgeben gewesen, die ihren Sohn liebten und schützten, es dahin zu bringen, daß sie das Brod für denselben betteln mußte! Wie sehr bereute sie, diesen friedlichen Aufenthalt verlassen zu haben! Besonders wenn sie ihr Kind betrachtete, machte sie sich schwere Vorwürfe. „Armer Kleiner," dachte sie, „alle Deine künftigen Leiden sind mein Werk!... Bin ich denn aber so strafbar, weil ich Dir Deinen Vater zurückgeben wollte!... Ach, wenn ich nur meinen Zufluchtsort wieder erreichen könnte, wenn ich nur die guten Landleute wieder fände, die mich wie ihre Tochter behandelt haben! Ich sehe wohl ein, daß ich auf die Hoffnung, Friederich wiederzusehen, Verzicht leisten muß!... was soll aber in dieser ungeheuren Stadt aus meinem Sohne werden, wenn mir der Gram das Leben raubt?..."

Die arme Mutter weinte, während sie ihr Kind anblickte, welches noch ruhig schlief. Einige auf den Markt gehende Landleute gaben ihr im Vorbeigehen Brod und Obst; eine Milcherin ließ sie und ihren Sohn von ihrer Milch trinken. Nicht alle Herzen sind gefühllos; selbst die Pariser geben den Armen gerne, und wenn sie es nicht häufiger thun, so geschieht es nur deßhalb, weil sie sich fürchten, bei dem Anblicke eines Unglücklichen traurig gestimmt zu werden.

Einen großen Theil des Tages lief Schwester Anna noch umher, die Wohnung ihres Beschützers zu suchen; öfters sah sie Herren vorbeigehen, welche Friederich's Gestalt hatten und gekleidet waren wie er, dann beeilte sie sich, verdoppelte ihre Schritte, um sie zu erreichen, und wenn sie dicht bei ihnen war, überzeugte sie sich von ihrem Irrthume; die Einen betrachteten sie staunend, die Andern höhnisch, und sie entfernte sich beschämt und mit gebrochenem Herzen. „Mein Gott!“ seufzte sie, „ich werde ihm also nie mehr begegnen!...“

Gegen das Ende des Tages waren die Mundvorräthe, welche man ihr Morgens geschenkt hatte, aufgezehrt, sie mußte also die Hand aufheben und die Barmherzigkeit der Vorübergehenden anflehen. Sie mußte ihren Sohn ansehen, um Kraft zum Betteln in sich zu finden. Wenn nur Diejenigen, welche Gutes thun, es auf edlere Weise thäten, dann wären die Unglücklichen minder zu beklagen, aber sie geben das Almosen mit harter und geringschätzender Miene, viele Leute geben es sogar mit Zorn und Widerwillen. „Ach!“ dachte Schwester Anna, Thränen vergießend, „warum machen sie mir ein Verbrechen aus der Armuth!“

Sie sehnte sich aus Paris hinaus, die Landleute schienen ihr menschlicher und milder, und sie fühlte sich nicht so beschämt in ihrer Nähe. Welchen Weg sollte sie aber einschlagen, um wieder in den gastfreundlichen Pachthof zu kommen? sie mußte es der Vorsehung anheimstellen, die sich ihr bis jetzt nicht

günstig gezeigt hatte. Arme Kleine, möchte sie dich endlich an das Ziel deiner Leiden führen!

Unbekannt mit dem Wege, den sie zu nehmen hatte, entschloß sich Schwester Anna, einem Mann zu folgen, der neben einem kleinen Bläuewagen einherging. Dieser Mann lenkte auch in der That bald in eine Vorstadt ein, und verließ Paris bei einer der Barrièren. Indem die junge Mutter immer dem Wagen nachlief, der nur im Schritte fuhr, gelangte sie endlich auf's Feld hinaus. Dort athmete sie freier, küßte ihren Sohn und schritt, während sie den Schutz des Himmels für ihn herabflehte, auf ein Dorf zu, um dort die Gastfreundschaft guter Leute anzusprechen.

Drittes Kapitel.

Der Zufall führt sie zusammen.

Friederich liebte seine Frau noch immer, vielleicht zwar nicht mehr mit demselben Aufschwunge von Zärtlichkeit und derselben Leidenschaft, wie in den ersten Monaten ihrer Vereinigung, allein die Bequemlichkeit und Ungestörtheit des ehelichen Beisammenseins hatte seine Neigung nicht geschwächt; denn jeden Tag entdeckte er neue, schätzbare Eigenschaften und neue Tugenden an Constanzen. Die körperlichen Reize entzücken zwar, sind aber zur Festhaltung der Liebe nicht genug; glücklich der Gatte, der an seinem Weibe Reize findet, über welche die Zeit nichts vermag!

Constanze schien einem einzigen Fehler zugänglich, der sehr gefährlich ist, wenn man ihn nicht beherrschen kann, den sie jedoch sorgfältig in ihrem Innern verbarg: sie war eifersüchtig. Das Uebermaß ihrer Liebe zu Friederich verursachte ihr bisweilen eine heimliche Unruhe. Wenn er träumerisch und nachdenklich war, so gerieth Constanze in Sorgen, und tausenderlei Befürchtungen erwachten in ihrer Seele. Was konnte ihren Gatten beschäftigen, betrüben, zum Seufzen bewegen? Denn er seufzte auch jetzt manchmal noch. Vor ihrer Verheirathung schrieb sie die Schwermuth, welche Friederichs Stirne oft umlagerte, der Liebe zu ihr zu. Warum seufzte aber Friederich jetzt, wo sie vereinigt waren, jetzt, wo sie sich vollkommen ihrer Neigung hingeben konnten, und nichts ihr Glück störte, noch? Warum versank er bisweilen in Nachsinnen? Dies fragte sich Constanze; aber die liebenswürdige Frau hütete sich wohl, diese Gedanken ihrem Gemahle mitzutheilen; sie wäre trostlos gewesen, wenn er den mindesten Verdacht geahnt hätte. Obgleich eifersüchtig, quälte sie ihren Mann doch nicht; sie zeigte sich stets gleich zärtlich, gleich sanft und gleich liebend gegen ihn, und wenn ihre Seele litt, so verbarg sie es sorgfältig, um den nicht zu betrüben, den sie mehr liebte als das Leben.

Der Tod des Generals trat nach Verlauf eines Jahres störend zwischen ihr Glück. Herr von Valmont wurde von Allen, die ihn umgaben, sehr geliebt, und seine Nichte, bei der er Vaterstelle vertreten hatte, hing zärtlichst an ihm. Nur die Liebe

ihres Gatten vermochte Constanzens Schmerz zu besänftigen, denn sie war tief ergriffen von dem Tode ihres Oheims. Herr von Monteville vereinte sein Bedauern mit ihren Thränen, er hatte einen wahren Freund verloren; allein im Alter hat man häufig mehr Kraft, den Tod geliebter Personen zu ertragen, als im Frühlinge des Lebens. Sind die zunehmenden Jahre schuldig, welche egoistisch machen? oder verschließt sich das Herz, welches den Flammen der Liebe abgestorben ist, auch den Gefühlen der Freundschaft? oder wäre es nicht vielleicht weit eher der Gedanke, daß die Trennung nur von kurzer Dauer sein und man mit den geliebten Vorangegangenen bald wieder vereinigt werden werde?

Constanze war die einzige Erbin ihres Oheims; der General war sehr reich, und besaß mehrere Pachthöfe und verschiedene Güter, die Friederich einsehen wollte. Er hatte den Plan gefaßt, einen Ausflug auf seine neuen Güter zu machen; Constanze sollte während dessen in Paris bleiben, damit Herr von Monteville, den der Tod seines Freundes wehmüthig stimmte, nicht allein war. Wie konnte aber Friederich seine Frau verlassen, so lange sie noch so in Trauer war? Die Reise hatte keine Eile, Friederich verschob sie von Monat zu Monat, und Constanze, die noch keinen Tag entfernt von ihrem Gatten zugebracht hatte, konnte sich nicht entschließen, ihn abreisen zu lassen.

Einige Zeit nach des Generals Todesuch te Friederich, der erfahren hatte, daß Herr Ménard sehr

von der Gicht geplagt sei, keine Zöglinge mehr habe, und überhaupt nicht in den angenehmsten Umständen lebe, seinen ehemaligen Hofmeister auf, und schlug ihm vor, in sein Haus zu ziehen. „Ich brauche," sagte er zu ihm, „einen vernünftigen, gewandten Mann, der sich meiner Geschäfte annimmt, die Rechnungen meiner Verwalter durchgeht und die Correspondenz mit denselben besorgt. Uebernehmen Sie diese Stelle, lieber Ménard. Berücksichtigen Sie wohl, daß ich Sie nicht als Haushofmeister bei mir engagiren will, sondern daß ich Ihnen dieses Amt als Freund übertrage, und wenn der Himmel mir Kinder beschert, so sollen Sie der Lehrer derselben sein, wie Sie früher auch mein Lehrer waren."

Ménard nahm das Anerbieten dankbarst an und war bald in Friederichs Haus einquartirt, wo ihn Constanze voll Achtung und Freundschaft behandelte. Sie liebte den alten Hofmeister, weil er ihrem Gatten ergeben war, und Ménard, den es innig rührte, daß die junge Frau so viel Rücksicht gegen ihn beobachtete, rief oft, indem er ihr die Hand respektvoll küßte, aus: „Ach! gnädige Frau, zeugen Sie doch Kinder! ... ich will sie dann unterrichten, und Sie werden eben so liebenswürdig werden als Ihr Herr Gemahl, der mein Zögling ist und mir Ehre gemacht hat."

Constanze lächelte bei solchen Worten. Ménard sprach ihr sehnlichstes Verlangen aus: es werden Einem aber nicht immer alle Wünsche erfüllt.

Dubourg verließ gleichfalls seinen Freund nicht.

Friederich hatte zu ihm gesagt: „Komme zu mir, so oft es Dir gefällt, es ist immer ein Zimmer für Dich gerichtet.“ Dubourg machte daher von dieser Erlaubniß Gebrauch, zwar nicht, um in Paris bei Friederich zu logiren, aber um bisweilen einige Wochen auf dem Lande bei ihm zuzubringen. Besonders gegen das Ende des Trimesters sah man Dubourg, der seine Renten vierteljährlich bezog, jederzeit aber in sechs Wochen damit fertig war, am häufigsten; dann speiste er bei Friederich, wenn dieser in Paris war, oder genoß auf dem Lande eine Luftveränderung. Er sagte oft: „Dir verdanke ich es, mein Freund, daß ich mit meinen sechszehnhundert Livres Renten lebe, als ob ich das Doppelte hätte; ich verschwende mein Einkommen in sechs Monaten, und Du sorgst die übrige Hälfte des Jahres für mich.“

Der heitere Humor Dubourgs gefiel auch Constanzen, und Friederich sah seinen Freund stets mit Vergnügen kommen, denn er wußte, daß derselbe seiner Frau nie ein Wort sagen würde, das nicht für ihre Ohren taugte, und daß er sie, trotz seiner leichtsinnigen Grundsätze, immer nur wie eine Schwester betrachten werde. Man kann dem, der die Freundschaft achtet, Manches hingehen lassen. Es gibt so viele aufrichtige, tugendhafte, zärtliche Freunde, die sich ein Vergnügen daraus machen, Zwietracht in die Ehe zu säen.

Wenn Dubourg und Ménard in Friederichs Hause beisammen waren, was stets gegen das Ende des Vierteljahres der Fall war, so ermangelte der ehe-

malige Hofmeister nicht, das einträchtige eheliche Leben, welches er vor Augen hatte, zu loben. „Dieses Paar lebt wie Orpheus und Euridice, wie Deucalion und Pyrrha, wie Philemon und Baucis, wie Pyramus und Thisbe!... — Ja, beim Kukuk!" rief dann Dubourg aus, „Friederich hat eine reizende Frau, eine Frau, die alle Tugenden in sich vereint, einen wahren Schatz... Da müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn er nicht zufrieden wäre!... — Allerdings!... wenn ich aber meinem Zögling nicht so vortreffliche, tugendhafte und moralische Grundsätze eingepflanzt hätte, so würde er ohne Zweifel, auch wenn er seine Frau liebte, nicht so rechtschaffen sein. Der Czar Peter der Große betete Catharina an, dieß hinderte ihn aber nicht, neben ihr Maitressen zu halten; eine Masse Fürsten hatten Concubinen, und ich habe ganz brave Ehemänner gekannt, die bei ihren Mägden schliefen, wahrscheinlich weil sie sich als Herrschaft jedes Recht über sie anmaßten. — Lieber Herr Ménard, preisen Sie Friederichs Tugend nicht so hoch!... Wenn nur Sie Einfluß auf sein Betragen gehabt hätten... — Haben Sie ihm vielleicht bessere Lehren gegeben?... Sie haben auf der Reise als Baron Potoski Beweise davon geliefert!... — Still doch, Herr Ménard, diese Reise soll vergessen sein; wir waren Einer so wenig tugendhaft als der Andere. Hoffentlich haben Sie in Gegenwart der Frau von Monteville nie von dem kleinen Abenteuer im Walde... von jener Leidenschaft Friederichs gesprochen?... — O! was denken

Sie von mir?... ich weiß sehr wohl, daß dieses nicht am Platze wäre...: non est hic locus, und gleichwohl könnte sich Frau von Monteville nicht darüber ärgern; Alles, was vor der Heirath geschah, geht sie nichts an; sie ist auch zu gescheidt, als daß sie nicht lachen würde über die kleinen Thorheiten, die ihr Mann im ledigen Stande begangen hat. — Trotz ihres Verstandes gibt es doch Dinge, die ein Frauenzimmer nie gerne hört; man muß Alles vermeiden, was sie auf den Gedanken bringen könnte, eine Andere habe gleich ihr das Herz ihres Gatten besessen. Obwohl ein Frauenzimmer, welches einen jungen Mann heirathet, recht gut weiß, daß er die Liebe schon kennt, so stellt sie sich doch vor, er habe nie eine so sehr geliebt wie sie; sie will Diejenige sein, für welche er die höchste Leidenschaft empfunden hat, und es würde ihr Kummer verursachen, wenn man ihr diese Täuschung raubte. — Das verstehe ich ganz wohl, es geht ihr wie einem Koche, den man auf der Meinung läßt, man habe nie einen bessern Macaroni gegessen. — Gerade so. O! Sie sind ein Meister im Vergleiche-Anstellen. Ueberdieß glaube ich, daß die junge Frau zur Eifersucht geneigt ist, weil sie ihren Mann in einem solchen Grade liebt... — In der That, ich glaube auch, daß Sie recht haben. Ich sah sie eines Tages weniger heiter als sonst... und komme nun auf die Vermuthung, daß dieß deßhalb der Fall war, weil ihr Mann seit einer Viertelstunde die Katze liebkoste... — Der Teufel soll Sie holen mit Ihren

Katzen! … halten Sie Constanze solcher Thorheit fähig! — Wie so Thorheit! es gibt Männer, denen ihr Hund lieber ist als ihr Weib; gleichwie es auch Weiber gibt, denen ihr Zeisig lieber ist als ihr Mann … ich sage das nicht in Beziehung auf meinen Zögling, aber… — Hat Sie Frau von Monteville auch wie mich schon gefragt, ob Friederich immer solche Augenblicke des Seufzens … und des Trübsinnes gehabt habe?… — Ach ja, ich erinnere mich, letzthin Abends sagte sie ganz leise zu mir in's Ohr: Friederich seufzt, wissen Sie vielleicht, ob er einen Kummer, ob er Grund dazu hat?… — Nun! was haben Sie geantwortet? — Potz Tausend! was ich geantwortet habe? Ich sagte ganz einfach: gnädige Frau, er hat ohne Zweifel eine schlechte Verdauung, dann ist der Athemzug gestört, das passirt mir oft. Seither hat sie keine Frage über diesen Gegenstand mehr an mich gestellt. — Das bin ich überzeugt."

Obgleich Friederich glücklich war, hatte er die junge Stumme im Walde doch nicht vergessen, und die Erinnerung an sie versetzte ihn oft in tiefes Nachsinnen. Er wünschte das Schicksal Schwester Anna's zu kennen, wagte es aber nicht, seinen Vater darüber zu befragen. Der Graf hatte ihm versprochen, für sie zu sorgen, und er wußte, daß er sich auf das Wort desselben verlassen konnte; aber nicht zu wissen, wo sie war, wie es ihr ging, und ob sie ihn noch immer liebe? Der Undankbare zweifelte an ihr, denn er hatte so treulos an ihr gehandelt, daß er nichts

Gutes voraussetzen durfte! Je ruhiger und friedlicher übrigens seine Liebe zu Constanze wurde, um so häufiger dachte er an Schwester Anna; eine Liebkosung, ein Kuß seiner Frau verscheuchte zwar die Erinnerung an die junge Stumme schnell wieder, aber nach einiger Zeit trat ihr Bild doch wieder vor seine Seele. Es scheint, daß das menschliche Herz immer von einer Hoffnung oder einer Erinnerung eingenommen sein muß.

Seit zwei Jahren war Friederich Constanzens Gatte; ihr einziger Verdruß war, keine Kinder zu haben. Friederich wünschte sich einen Sohn; Constanze hätte ihrem Gatten gerne ein Pfand ihrer Liebe dargeboten, und Herr Ménard war ungeduldig, keine kleinen Zöglinge zu bekommen.

Der Graf von Monteville wohnte nicht bei seinen Kindern, besuchte sie aber häufig. Er hatte immer noch denselben Diener, der ihn auf der Reise begleitete, als er im Walde angefallen wurde, und welchem er verboten hatte, von dieser Begebenheit zu sprechen. Aber eines Abends, als derselbe mit den übrigen Dienstleuten zusammen war und Jeder eine Räubergeschichte erzählte, vergaß er den Befehl seines Herrn, und schilderte ihnen die Gefahren, die er und der Herr Graf ausgestanden, der auf wunderbare Weise durch eine stumme Frau gerettet worden sei. Friederichs Bedienter war bei dieser Erzählung auch zugegen; am andern Morgen fragte er seinen Herrn beim Ankleiden, ob Dumont die Wahrheit erzählt habe, denn er hielt Dumont für einen Aufschneider,

weil der Herr Graf nie ein Wort davon gesprochen hatte, daß er einmal von Räubern angefallen worden und durch eine stumme Frau gerettet worden sei.

Diese Worte zogen Friederichs Aufmerksamkeit auf sich: eine geheime Ahnung sagte ihm, daß es sich um Schwester Anna handle; er gab seinem Diener keine Antwort und eilte schnell in das Hôtel seines Vaters. Der Graf war abwesend, aber Dumont war zu Hause; Friederich konnte ihn allein sprechen, das war eben, was er wünschte. Bei den ersten Fragen erröthete Dumont: er erinnerte sich an das Verbot seines Herrn, jetzt war es aber mit dem Schweigen zu spät. Außerdem hielt er es für kein großes Unrecht, wenn er dem Sohne seines Herrn den Vorfall erzählte, und begriff nicht, warum Herr von Monteville ein Geheimniß daraus gemacht hatte.

Friederich ließ sich das junge Weib, welches sein Vater mit in den Pachthof genommen hatte, schildern, und war schon nach den ersten Worten überzeugt, daß es Schwester Anna sei. Er befragte Dumont nun um tausend Kleinigkeiten; dieser sagte Alles, was er wußte. „Glaubst Du, daß sie im Pachthofe geblieben ist?“ fragte Friederich. — „O! gewiß, Herr Graf, sie war zu leidend, ihre Reise fortzusetzen... Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß sie nahe daran war, Mutter zu werden... — Was sprichst Du, Dumont!... dieses junge Mädchen... — Mädchen oder Frau, das weiß ich nicht, ich gebe Ihnen aber mein Wort, sie war hochschwanger.“

Schwester Anna hatte ein Kind! Nun begriff

Friederich, warum sein Vater so geheimnißvoll zu Werke gegangen. Er erkundigte sich genau nach dem Namen des Dorfes und der Lage des Pachthofes, worin man die junge Stumme zurückgelassen hatte; dann gab er Dumont eine Belohnung, und empfahl ihm seinerseits das tiefste Schweigen über dieses Abenteuer und ihre beiderseitige Unterhaltung. Dumont versprach, nichts mehr davon zu erwähnen, und machte sich allerlei Gedanken über das Betragen des Vaters und des Sohnes.

Seit Friederich wußte, daß er durch Schwester Anna Vater geworden war, hatte er keinen ruhigen Augenblick mehr. Dieser Gedanke verfolgte ihn unaufhörlich: er brannte vor Begierde, sein Kind zu sehen. Er versank noch häufiger in träumerisches Nachsinnen, seine Stirne war öfter umdüstert und Constanze hörte ihn laut seufzen. Die junge Frau wagte es nicht, ihren Gatten nach dem Grunde zu fragen; sie litt und quälte sich aber heimlich. Sie hatte sich geschmeichelt, Friederich allein zu beschäftigen, seine Seele ganz auszufüllen, der einzige Gegenstand seiner Gedanken zu sein, allein sie saß jetzt neben ihm, drückte zärtlich seine Hand, und konnte also die Ursache seines Seufzens nicht sein.

Wenn ihr je die Frage entschlüpfte, was ihm fehle, so bemühte sich Friederich, sich aufzuheitern, drückte sie an sein Herz und sagte: „Was sollte ich denn noch begehren? . . .“ Aber selbst dann fand Constanze etwas Trauriges in seinem Lächeln; er schien ihr nicht ganz glücklich.

Friederich kündigte seiner Frau an, daß er nun die Reise antreten werde, die er seit Langem verschoben hatte, die jetzt aber nothwendig wurde. Constanze hatte die Hoffnung gehegt, er werde Ménard an seiner Stelle damit beauftragen, Friederich selbst sprach sich früher in der Art aus, er hatte aber seinen Entschluß geändert und schien entschieden, abzureisen. Constanze wagte es weder, ihn noch länger zurückzuhalten, noch ihm den Vorschlag zu machen, ihn zu begleiten; sie fürchtete ihm lästig zu sein, ihm in der geringsten Sache zuwider zu handeln; auch hätte Friederich, wenn er Lust gehabt hätte, sie mitzunehmen, nur ein Wort zu sagen gebraucht und sie würde Alles verlassen haben, um ihm nachzufolgen; aber dieses Wort sprach er nicht! Constanze seufzte insgeheim; ihrem Gatten gegenüber zeigte sie aber eine heitere Stimme und lächelnde Züge.

Friederich hatte sie zärtlich umarmt, ihr versprochen, seine Rückkehr zu beschleunigen und in vier Wochen wieder bei ihr zu sein. Constanze faßte ihren Muth zusammen, und Friederich reiste ab, indem er sie Dubourg und Ménard empfahl; sie hatte übrigens keine Zerstreuung nöthig: obgleich Friederich entfernt war, stellte sie ihn sich im Geiste doch immer in der Nähe vor.

Es war im Monat August, in der schönen Jahreszeit, wo man mit Vergnügen die reinere Luft auf dem Lande einathmet. Constanze hatte im Sinne, die ganze Zeit der Abwesenheit ihres Gatten auf ihrem Landhause bei Montmorency zuzubringen. Dort

glaubte sie ungestörter als in Paris an ihn denken, und eher die Augenblicke zählen zu können, die noch bis zu seiner Wiederkehr verfließen mußten. Herr von Monteville besuchte seine Schwiegertochter; aber in dem Alter des Grafen hat man gewisse Gewohnheiten: die Zerstreuung wird Bedürfniß. Der Graf hatte eine Vorliebe für Paris, wo er eine Masse Bekannte hatte; das bewegte Leben der Stadt sprach ihn von jeher mehr an. Nach einer auf dem Lande verlebten Woche kehrte er an seinen Lieblingsaufenthalt zurück, um sich seiner gewohnten Unterhaltung hinzugeben.

Constanze blieb mit Ménard und den Dienstleuten allein. Es war noch in der ersten Hälfte des Trimesters, und Dubourg somit noch in der Stadt. Constanze fühlte jedoch keinen Augenblick Langeweile: wenn das Herz gehörig beschäftigt ist, ist der Kopf nie leer. Der alte Hofmeister leistete ihr treulich Gesellschaft; er sprach über die griechische und römische Geschichte mit ihr, citirte lateinische Autoren und verlor sich oft in Mittheilungen über die älteste Geschichte. Man darf zwar nicht annehmen, daß dieses sehr unterhaltend für Constanze war, wenn Herr Ménard aber zu reden aufhörte, dann blickte sie ihn so liebenswürdig an, daß der alte Mann stets erfreut war.

Gegen Abend begab sich Constanze auf das Belvedere: dieß war ihr Lieblingsort, dort hatten sich Friederich und sie gegenseitig verstehen lernen, dort hatte sie die ersten Eindrücke der Liebe empfunden.

Seither war sie oft auf das Belvedere gegangen; sie erwartete dort die Rückkehr ihres Gatten. Wenn Constanze auf dieser Erhöhung saß, konnte sie das ganze Thal und die Felder übersehen, die ihren Garten umgaben.

An einem schönen Abende, als Constanze ihre Blicke auf den Weg hinschweifen ließ, der auf ihr Haus zuführt, sah sie eine junge Frau mit einem kleinen Kinde in den Armen unter einem Baume sitzen; die Unglückliche, welche sich im größten Elende zu befinden schien, betrachtete schmerzlich ihr Kind, und während sie es mit ihren Küssen bedeckte, sah man ihr an, daß sie von der fürchterlichsten Verzweiflung ergriffen war. Constanze fühlte inniges Mitleid. In diesem Augenblicke stieg Ménard auf das Belvedere hinauf. „Kommen Sie!" rief sie ihm zu, „sehen Sie doch einmal diese arme Frau an... wie sie ihr Kind küßt... Sie scheint aber sehr betrübt... Sehen Sie dieselbe?... — Sogleich, Frau Gräfin, ich suche nur meine Brille... wo Teufels habe ich sie hingesteckt?"

In demselben Momente hob das arme Weib den Kopf in die Höhe, und als sie Constanze sah, warf sie einen so ausdrucksvollen und flehentlichen Blick auf dieselbe, daß man sie verstehen mußte. „Ach! sie weint!" schrie Constanze. „Warten Sie... warten Sie, arme Frau... ich komme hinunter..."

Damit verließ Constanze hastig das Belvedere, indeß Herr Ménard überall seine Brille suchte.

Einige Schritte davon entfernt führte eine kleine

Thüre in's Freie; Constanze machte sie auf und befand sich bald bei der Unglücklichen, der sie beistehen wollte. Indem sie näher auf die arme Frau zuschritt, fühlte sie sich noch mehr ergriffen, denn aus allen Zügen der Bettlerin sprach Elend und Verzweiflung; aber besonders für ihr Kind flehte sie Constanzens Mildthätigkeit an. Als die Gräfin vor ihr stand, hielt sie ihr es hin, und große Thränen flossen aus ihren vom Unglück gerötheten Augen.

„Der arme Kleine," sagte Constanze, „wie blaß und mager er ist!..., was er aber für ein hübsches Gesichtchen hat!..." Dann nahm sie das Kind auf den Arm und sprach zur Mutter: „Kommen Sie, ich will Ihnen eine Erfrischung geben, folgen Sie mir!"

Die Unglückliche machte einige Schritte, fiel aber zu Boden; sie hatte keine Kraft mehr, weiter zu gehen. „Großer Gott!" rief Constanze aus, „in welchem Zustande befindet sich diese beklagenswerthe Mutter!... Kommen Sie doch, Herr Ménard, und helfen Sie mir, sie in's Haus hinein zu führen..."

„Da bin ich schon... da bin ich schon, gnädige Frau... die Brille war in meiner Westentasche," sagte Ménard herbeieilend. „O! o! das scheint mir eine Frau, die Unterstützung nöthig hat... — Geben Sie ihr den Arm, helfen Sie ihr beim Gehen... Die arme Frau! wie bedaure ich sie! Mein Gott! ist es möglich, daß es so unglückliche Menschen gibt!... — Ganz gewiß, sehr möglich, Frau Gräfin; man muß aber causa causarum wissen."

Mit Hilfe Ménard's und Constanzens, welche,

während sie auf einem Arme das Kind trug, mit dem andern auch noch die Mutter unterstützte, gelangte die arme Frau endlich bis in's Haus. Dort ließ ihr Constanze Alles geben, was sie zu ihrer und ihres Kindes Stärkung für nöthig hielt, und während sich die arme Bettlerin erholte, betrachtete sie dieselbe theilnehmend. „Sehen Sie doch," sagte sie zu Ménard, „sie ist noch so jung und schon so elend... Sie hat sanftmüthige, rührende Züge... Arme Mutter... wo kommen Sie her?... Wo wollen Sie hin?"

Die Unglückliche gab auf diese Fragen keine Antwort. Der Leser errathet warum: es war Schwester Anna und ihr Sohn, deren sich Constanze angenommen hatte.

Seit zehn Tagen, die Schwester Anna Paris verlassen hatte, irrte sie planlos auf dem Lande herum. An Einem fort gezwungen, ein Obdach und Brod zu betteln, oft zurückgestoßen, oft genöthigt, sich die Nahrung zu versagen, um sie ihrem Kinde aufzubewahren, fühlte die arme Stumme mit jedem Tage ihre Kräfte und ihren Muth mehr abnehmen, die Verzweiflung bemächtigte sich ihres Geistes: sie unterdrückte all ihre Fähigkeiten. Die Unglückliche erwartete, ihr Kind umarmend, den Tod, als der Zufall, der sie vor die Wohnung der Frau von Monteville geführt hatte, es wollte, daß diese sie bemerkte und zu ihrer Unterstützung herbeiflog.

Constanze wiederholte, erstaunt, keine Antwort auf ihre Fragen zu bekommen, dieselben noch einmal. Dann führte Schwester Anna den Finger zu den

Lippen, schüttelte traurig das Haupt und gab ihre grausame Lage zu verstehen.

„O Himmel!... sie kann nicht sprechen... Arme Frau!... Und allein mit ihrem Kinde, ohne Führer... ohne Geld ... nicht einmal im Stande, nach dem Wege fragen zu können?... Ach! das ist zu viel Elend auf einmal!“

Und Constanze neigte sich in Thränen über den Anblick so vielen Unglücks auf Schwester Anna herab, welche, nicht mehr an solches Mitleid gewöhnt, dankbarst die Hand ihrer Wohlthäterin ergriff, sie mit Küssen bedeckte und an ihr Herz drückte.

„In der That,“ sagte Ménard, indem er sein Nastuch zog, denn der gute Hofmeister hatte nicht ohne Rührung dieses Gemälde mit ansehen können, „in der That... ich muß gestehen, diese Lage war kritisch... denn die Zunge ist im Leben etwas sehr Nothwendiges, und wer keine Zunge hat oder keinen Gebrauch von derselben machen kann, ist wie ein Fuchs ohne Schwanz, ein Schmetterling ohne Flügel, oder ein Fisch ohne Flossen.“

Constanze war fortwährend um Schwester Anna und ihren Sohn beschäftigt. Das Kind lachte bereits in ihren Armen; es befand sich noch in jenem glücklichen Alter, wo man seinen Kummer über einem Stückchen Kuchen oder einem Spielzeug vergißt. Constanze wurde gar nicht müde, es zu küssen. „Schauen Sie doch, wie es mich anlächelt,“ sagte sie zu Ménard. — „Ich glaube es gerne, Sie geben ihm gute Sachen. Männer gewinnt man mit süßen Worten,

und Kinder mit Süßigkeiten ohne Worte. Die Kinder sind in diesem Punkte klüger als die Erwachsenen. — Welche hübsche Züge, welche schöne Augen!... Ich weiß nicht, ist es nur eine Täuschung, aber es kommt mir vor, der Kleine habe Augen wie mein Mann. — Wie mein Zögling? O! es scheint mir doch nicht wohl möglich, daß zweijährige Augen dreiundzwanzigjährigen gleich sehen sollen. — Der arme Kleine, ich fühle schon Liebe zu ihm... Wie glücklich wäre ich, wenn ich einen solchen hätte! ... — Das kommt schon, gnädige Frau: Sara war neunzig Jahre alt, als sie den Isack gebar. Sie haben noch eine schöne Zeit vor sich."

Schwester Anna ward von einer süßen Empfindung bewegt, als sie Constanze ihren Sohn liebkosen sah. Frau von Monteville betrachtete den Knaben an Einem fort: sie fand eine Aehnlichkeit mit ihrem Manne in seinen Zügen. Herr Ménard blickte Schwester Anna mitleidig an; er war weit entfernt, zu vermuthen, daß diese arme Bettlerin das junge Mädchen sei, welches er im Walde von Vizille neben Friederich hatte sitzen sehen.

Wie hätte er sie auch erkennen sollen? er hatte sie nur einen Augenblick gesehen, und damals strahlte sie von Glück und Liebe, damals waren ihre reizenden Züge nicht von Gram und Thränen abgehärmt, auch hatte eine anstrengende Tour und endlose Leiden ihren Schritten die Kraft noch nicht benommen. Endlich hatte Ménard nie gewußt, daß das junge Mädchen stumm gewesen, er konnte also in die-

sem Momente durchaus nicht voraussetzen, sie stehe vor ihm.

„Können Sie schreiben, arme Frau?“ fragte sie Constanze. Schwester Anna machte ein verneinendes Zeichen. „Schade! ich hätte gerne den Namen des Kindes erfahren!...“

Die junge Stumme schaute lebhaft um sich her. Man hatte sie unten in einen Gartensaal hineingeführt. Sie ging hinaus, und bedeutete Constanzen, ihr zu folgen. Hier brach sie vom nächsten Gesträuch einen Zweig ab, bückte sich auf den Boden hinab, und malte auf den Sand, womit die Wege im Garten bestreut waren, den Namen ihres Kindes.

„Friederich!“ rief Constanze aus, als sie den Namen las, den Schwester Anna niedergeschrieben hatte; „wie! Ihr Kind heißt Friederich?... Ach! ich fühle es, er wird mir deßhalb nur um so theurer sein... Friederich!... so heißt ja gerade mein Mann auch. Was sagen Sie dazu, Herr Mènard, ist das nicht sonderbar?“

„Ich sehe nichts Außerordentliches darin,“ entgegnete der Hofmeister. „Eben so gut, als es eine Menge Martin, Peter und Paul gibt, können auch Viele Friederich heißen. Ich kenne nur den von Plutus erfundenen Namen Thesaurochrysonicochrysides, der nicht allgemein geworden ist... auch würde ich, wenn ich einen Sohn gehabt hätte, ihn so getauft haben, wenn gleich der Namen nicht recht geläufig ist.“

Constanze nahm den kleinen Jungen wieder auf

ihren Arm. Sie nannte ihn Friederich, und das Kind, welches sich des Namens erinnerte, den man ihm im Pachthofe gegeben, erwiederte darauf, indem es den Namen Mutter stammelte, und schien mit seinen Blicken die guten Landleute zu suchen, die ihm sonst so gerufen hatten.

„Ich will durchaus, daß mein Mann dieses hübsche Kind sieht," sagte Constanze; nach einigem Nachsinnen näherte sie sich wieder der Schwester Anna, nahm sie bei der Hand und beobachtete genau ihre Zeichen, um ihre Antworten zu verstehen.

„Wo wollten Sie hingehen, mein Kind?..." Sie wußte es selbst nicht. „Arme Frau! Sie haben also weder Vater noch Mutter mehr?... Sie sind gestorben!... Und warum ist der Vater dieses Kindes, Ihr Mann, nicht bei Ihnen?..." Sie weint. „Arme Kleine! er hat Sie verlassen!... Ein so schönes Kind... eine so interessante... so unglückliche Frau zu verlassen! Ach! das ist schrecklich!... Er muß ein recht hartes Herz haben!... Trösten Sie sich übrigens, trocknen Sie Ihre Thränen, ich verlasse Sie nicht mehr... Ja, ich bin entschlossen, ich will mich um Sie und um Ihr Kind annehmen. Sie müssen bei mir bleiben. Ich räume Ihnen eine Stube ein, lehre Sie nähen und arbeiten, und lasse Ihren Sohn unter meinen Augen erziehen. Mein Mann ist gut, gefühlvoll und großmüthig; o! ich bin überzeugt, daß er meine Handlungsweise nicht tadelt. Er wird Sie auch lieben, und Sie werden Ihre Tage bei uns verleben. Verstehen Sie mich,

arme Mutter? Weinen Sie nicht mehr... Zittern Sie nicht länger für das Schicksal Ihres Kindes... Von nun an soll Sie kein Elend mehr treffen!... Ach! sehen Sie doch, Herr Ménard, sie wirft sich mir zu Füßen und küßt mir die Hand!... als ob ich eine Göttin wäre!... Zu was nützte auch der Reichthum, wenn man nicht einiges Gute damit bewirken könnte!"

„Gnädige Frau, das Evangelium schreibt uns Barmherzigkeit vor, zum Unglück übt sie aber selten Jemand aus wie Sie!..."

„Es ist übrigens Zeit, dieser jungen Frau ein Zimmer einzurichten," sprach Constanze, Schwester Anna wieder in's Haus zurückführend. „Nach all den Anstrengungen, welche sie durchgemacht hat, wird sie wohl der Ruhe bedürftig sein. — Welches Zimmer wollen wir ihr einrichten?... — Ach! den kleinen Anbau, der an das Gewächshaus im Garten stößt. Mein Mann wollte seine Studierstube daraus machen, er soll aber nur sein bisheriges Arbeitszimmer beibehalten... ja, das soll geschehen; Herr Ménard, wollen Sie so gefällig sein und die Anordnungen treffen... Man soll ein Bett und das Nöthigste hineinthun; morgen will ich es dann vollends arrangiren lassen. Dort ist sie ungestört, kann ihren Sohn bei sich haben und von Morgens in der Frühe an im Garten mit ihm spazieren gehen."

Herr Ménard entfernte sich, um den Dienstleuten den Befehl zu ertheilen, das Gartenhaus zum Bewohnen einzurichten. Constanze blieb bei Schwester

Anna, welche nicht wußte, wie sie ihre Erkenntlichkeit an den Tag legen sollte, und deren Gesichtszüge weit nicht mehr so niedergeschlagen waren. Je länger Constanze die Stumme betrachtete, desto interessanter fand sie dieselbe; sie glich durchaus jenen Bettlerinnen nicht, welche durch ihre Klagen und ihre Aufdringlichkeit Einem die Unterstützung abnöthigen, die man ihnen mit gleichgültigem Herzen verabreicht. Schwester Anna war sanft und furchtsam; sie war erstaunt über die Theilnahme, welche man gegen sie äußerte, man las in ihren Blicken ihre dankbaren Empfindungen, und es lag Etwas in ihrer Miene und ihrem ganzen Wesen, welches trotz ihres Elendes anzudeuten schien, daß sie nicht aus der niedersten Klasse der menschlichen Gesellschaft hervorgegangen sei.

„Je genauer ich sie betrachte, um so mehr wundert es mich, daß man sie hat verlassen können... Sie hat so feine Züge, so sanfte, reizende Augen... Wie hübsch muß sie sich in einer bessern Kleidung ausnehmen... Und für Dich, lieber Kleiner, o! für Dich will ich treulich sorgen.“

Ménard kam zurück und meldete, daß im Gartenhause Alles zum Empfang der armen Frau und ihres Kindes gerichtet sei. Constanze nahm Schwester Anna unter dem Arme und führte sie in die für sie bestimmte Stube, sah nach, ob ihr für die Nacht nichts fehle, und verließ sie mit der Aufforderung, sich zur Ruhe zu begeben und sich keinen Kummer mehr zu machen.

Schwester Anna drückte die Hand der Gräfin an

ihr Herz, und diese verließ sie ganz gerührt und sagte dann zu Ménard: „Ach! nun wird mir die Abwesenheit Friederichs nicht mehr so lange vorkommen! Ich sehe ein, daß es kein besseres Mittel gibt, seinen Kummer zu vergessen, als die Leiden seines Nebenmenschen zu versüßen.“

Viertes Kapitel.

Ankunft Dubourgs. — Der Sturm droht.

Als Schwester Anna des andern Morgens erwachte, fürchtete sie einen Augenblick, ihre ganze Umgebung sei nur eine Täuschung. Nachdem sie das schrecklichste Elend erduldet, nachdem sie so lange herumgeirrt war, manchmal ohne nur ein Obdach zu finden, wo sie ihr und ihres Kindes Haupt hinlegen konnte, nachdem sie Alles gelitten hatte, was eine Mutter leiden kann, die jeden Augenblick für das Leben ihres Kindes zittert — sich mit einem Male in einem prächtigen, bequemen Hause zu befinden, wo sie in einem guten, weichen Bette lag, für ihr künftiges Geschick außer Sorgen war, und statt der kalten Geringschätzung des Mitleidens auf liebende Weise von einer großmüthigen Frau verpflegt wurde, welche den Preis ihrer Wohlthaten durch die Anmuth, womit sie diese verrichtete, noch verdoppelte: dieses war eine so plötzliche Verändederung der Lage, daß es das bewegte Herz nicht

wagte, sich den Empfindungen eines Glückes hinzugeben, an dessen Wirklichkeit es noch zweifelte.

Schwester Anna küßte ihr Söhnchen, stand dann auf und führte es in den Garten, der an ihr Zimmer stieß. Welcher köstliche Aufenthalt! welches Glück, ihn zu bewohnen und mit ihrem Kinde darin herumzuwandeln! Der kleine Friederich sprang schon allein in diesen Syringen- und Rosen-Alleen herum, und wenn er wankte, so fiel er weich auf den dick gestreuten Sand und wartete lächelnd, bis seine Mutter herbeikam und ihn aufrichtete, damit er auf's Neue wieder davonspringen konnte.

Constanze war frühzeitig aufgestanden; sie hatte die ganze Nacht an die arme Stumme und ihren Sohn gedacht. Die Wohlthaten, welche sie denselben erweisen wollte, ließen sie keine Ruhe finden, denn auch die Freude macht schlaflos, und die Weiber geben sich allen Dingen mit weit mehr Gefühl hin als die Männer. Scheinen sie doch oft von einem Putze oder sonst einem unbedeutenden Gegenstand so sehr eingenommen; wie viel Seele und Gemüth legen sie erst in ein gutes Werk!

Frau von Monteville ging eilends in den Garten hinab: sie wollte ihre Schützlinge sehen. Sie fand Schwester Anna und ihren Sohn unter einer Geisblatt-Laube. Das Kind spielte zu den Füßen seiner Mutter, welche, sobald sie Constanze erblickte, auf dieselbe zuflog, ihre Hand nahm und lange auf's Herz drückte.

„Schon aufgestanden?“ fragte die Gräfin, den

kleinen Friederich küssend, „wie haben Sie geschlafen?... Gut... Das ist recht... Nach so viel Anstrengungen hatten Sie wohl Ruhe nöthig. Der arme Junge!... er lächelt mich an, man könnte meinen, er kenne mich schon. Sie dürfen übrigens diese Kleider nicht anbehalten; kommen Sie mit mir, Sie müssen von den meinigen anziehen... Sie werden dieselben gerade brauchen können; wir sind ohngefähr in einer Größe und Dicke... O! Sie müssen mir Nichts verweigern; man muß mir gehorchen oder ich werde böse."

Constanze führte Schwester Anna und ihren Sohn in ihr Ankleidezimmer. Dort suchte sie die einfachste Kleidung aus, und nöthigte ihre Schützlingin, dieselbe anzuziehen. In diesem veränderten Kostum schien die junge Stumme mit einer ganz neuen Anmuth ausgestattet, und ihre Schüchternheit und Befangenheit hatte durchaus nichts von dem linkischen Wesen, womit sich viele Leute in einer Kleidung benehmen, welche nicht für sie paßt.

„Sie ist reizend!" rief Constanze aus, ließ ihre Kammerfrau herbeikommen und befahl dieser, die Haare der jungen Frau einfach, aber geschmackvoll zu ordnen. „Wie hübsch sie so ist!... Und um wie viel besser wird sie erst in einigen Tagen aussehen, wenn sie sich gänzlich von ihrer Ermüdung erholt hat, und ihre Gesichtsfarbe wieder etwas lebhafter sein wird. Hier, betrachten Sie sich einmal im Spiegel... Braucht man sich zu schämen, daß man hübsch ist?"

Constanze zog Schwester Anna vor eine Psyche. Die junge Stumme betrachtete sich anfangs zögernd, bald aber faßte sie einigen Muth und lächelte; ein süßes Gefühl des Vergnügens röthete ihre Wangen. Kann es einer Frau gleichgültig sein, daß man sie verschönert? Als sich Schwester Anna einige Minuten betrachtet hatte, warf sie sich dankbar vor Frau von Monteville auf die Kniee nieder.

„O! ich dulde nicht, daß man sich mir zu Füßen wirft," sagte Constanze, indem sie Anna in die Höhe hob; „man soll mich lieben und glücklich sein, mehr wünsche ich nicht. Ihr Sohn soll auch hübsch sein, und ich werde Alles, was er braucht, für ihn in Paris holen lassen."

Herr Ménard, den der Gedanke an die arme Bettlerin durchaus nicht aus seiner gewöhnlichen Ruhe gebracht hatte, kam endlich auch in den Garten herunter, und war ganz erstaunt, als er Schwester Anna so umgewandelt sah.

„Nun, Herr Ménard?" fragte Constanze, „wie finden Sie die Kleine? — Meiner Treu, Madame, ich finde sie so hübsch, daß ich sie gar nicht mehr kenne. — Weil Sie in ihrer frühern Kleidung nur ihr Elend an ihr sahen und nicht auf die Feinheit ihrer Züge geachtet haben. — Es ist Thatsache, daß das Unglück häßlich macht und die Eleganz dagegen jeden Reiz erhöht. Man speist weit nicht so gut, wenn das Tischtuch unreinlich ist, und der schlechteste Wein scheint besser, wenn man ihn aus einem Kelchglas trinkt."

Constanze beschäftigte sich den ganzen Tag mit Anordnungen in Betreff Schwester Anna's. Das obere Zimmer im Gartenhause wurde mit Allem versehen und verziert, was zu seiner Annehmlichkeit dienen konnte. Auf Frau von Monteville's Befehl wurde eine hübsche Wiege herbeigeschafft, die man an das Bett der jungen Mutter stellte. Vor den Fenstern wurden Blumentöpfe angebracht. „Sie hat sonst keinen Genuß," sprach die Gräfin, „Bücher und Musik sind ihr fremd; die arme Kleine kann sich mit nichts beschäftigen, man muß ihr daher eine heitere freundliche Umgebung verschaffen."

Schwester Anna wußte nicht, wie sie ihren Dank für so viele Wohlthaten ausdrücken sollte. Das Erstaunen, welches die junge Stumme über jeden neuen Gegenstand an den Tag legte, belustigte Constanze. Besonders als Anna die Töne des Fortepiano's zum ersten Male hörte, welches Constanze mit ihrer süßen Stimme begleitete, empfand sie eine Freude und ein Entzücken, das sie bis zu Thränen rührte. Die Musik übte eine mächtige Gewalt über diese glühende Seele aus, welche nicht im Stande war, ihre Gefühle zu verbergen.

Wenn Schwester Anna sticken oder nähen sah, so seufzte sie und ließ ihren Kummer merken, daß sie nicht auch so geschickt sei. Constanze übernahm es aber, sie in diesen Arbeiten zu unterrichten, und die Stumme trug ein so großes Verlangen, sich nützlich zu zeigen, daß sie in ganz kurzer Zeit Alles nachahmen konnte und erlernte.

Acht Tage waren verflossen, seit Constanze Schwester Anna und ihren Sohn bei sich aufgenommen hatte, und mit jedem Augenblick schien ihre Anhänglichkeit für dieselben zuzunehmen. Das Kind liebte Constanze, die es mit Liebkosungen überhäufte, bald, und Schwester Anna, welche immer sanft, aufmerksam und dankbar war, bewies der Frau von Monteville, daß sie ihre Wohlthaten nicht verschwendet habe.

Eines Morgens, als die junge Stumme mit ihrem Kinde im Garten spazieren ging, langte Dubourg in dem Landhause seines Freundes an. Es war stark um die Hälfte des Trimesters, und Constanze, welche durch ihren Gatten einigermaßen mit Dubourgs Gewohnheiten bekannt gemacht war, wunderte sich nicht über seine Erscheinung.

„Sein Sie willkommen," empfing ihn Frau von Monteville; „Sie hatten meinem Manne versprochen, mich während seiner Abwesenheit zu besuchen; ich war aber bereits böse über Sie, weil Sie nicht Wort hielten. — Gnädige Frau," erwiederte lächelnd Dubourg, „ich gehöre nicht zu den Freunden, welche die Absicht haben, sich während der Entfernung des Gatten bei der Frau einzuschmeicheln; wenn ich Sie aber ein wenig zerstreuen kann, so stehe ich Ihnen bis zum nächsten Trimester, und wenn Sie es wünschen, das ganze Jahr hindurch zu Diensten. — O! Sie werden etwas Neues hier sehen... es ist Jemand bei mir... Ich habe während Friederichs Abwesenheit eine Bekanntschaft gemacht!... — Wirklich!

ich bin überzeugt, daß dieselbe auch den Beifall Ihres Gatten erhalten wird. — Ich hoffe es wenigstens."

„Mein lieber Dubourg," sagte Ménard, „die Frau Gräfin verschweigt Ihnen, daß sie eine arme Frau und ihr Kind bei sich aufgenommen hat; sie rühmt sich ihrer guten Werke nicht. — Still doch, Ménard, verdient diese Arme nicht Alles, was ich für sie thue? Konnte ich meine Wohlthaten besser anwenden? — Ich kann nicht leugnen, daß sie sehr gelehrig ist... Ich werde sie demnächst im Lesen unterrichten... — Sie sollen sich überzeugen, Dubourg, wie hübsch und interessant sie ist... und ihr Sohn, ein Knabe von zwei Jahren, ist ein herrliches Kind!... — Ach! sie hat einen Sohn!... — Ja, und ich bin gewiß, Sie werden gleich eine Aehnlichkeit... Doch Sie sollen es selbst sagen; ich hole Beide herbei..."

Damit eilte Constanze in den Garten. „Die liebenswürdige Frau!" rief Dubourg aus, „wie glücklich muß Friederich sein!... und doch verreist er schon und läßt sie zurück!... — Mein lieber Dubourg, die Geschäfte gehen vor Allem... Eine Prise... wenn ich bitten darf... Mein Zögling hat durch seine Frau Güter und Pachthöfe geerbt... man muß sein Besitzthum auch kennen. — Warum hat er aber seine Frau nicht mitgenommen? Glauben Sie nicht, daß sie ihn gerne begleitet hätte? — Ich sage nicht nein, aber... — Ihr Tabak ist gut... kaufen Sie ihn immer in demselben Laden? — Hm!... wenn nur keine Absicht mit dieser Reise verbunden ist... Ich weiß, daß Friederich trostlos wäre, seiner Frau

den geringsten Kummer zu machen, ich weiß aber auch, daß diese sentimentalen Männer Feuer fangen, sobald sie einen Seufzer hören!... — Ich sage Ihnen ja, mein Zögling besucht seine Güter... Was Teufels!... Wie geht es mit dem Domino, spielen Sie es jetzt gut? — Besser wie Sie, der nie erräth, wo der doppelte Sechser ist. Wir wollen übrigens zu Frau von Monteville hinausgehen; ich bin neugierig, die Frau zu sehen, welche sie bei sich aufgenommen hat."

„Das ist eine Frau, mit der es eine Aufgabe wäre, nicht im Frieden zu leben, denn man kann nur in Folge eines Wortwechsels in Streit gerathen, wenn also kein Wortwechsel möglich ist, so kann auch kein Streit entstehen, und es kann mit dieser gar keinen Wortwechsel geben, weil..."

Dubourg schenkte aber Ménard kein Gehör mehr, er war schon im Garten. Dort sah er in einiger Entfernung Frau von Monteville mit einem Kinde auf dem Arme, und ein junges Frauenzimmer im einfachen, weißen Kleide mit bloßen Haaren neben ihr. Er ging auf sie zu; die junge Frau bemerkte ihn, eilte, flog ihm entgegen, ergriff ihn beim Arme, betrachtete ihn angstvoll, und Dubourg blieb starr vor Erstaunen, denn er erkannte Schwester Anna.

„Mein Gott... was hat sie denn?" fragte Constanze, auf Dubourg zutretend, der sich nicht von seiner Verwunderung erholen konnte, als er Schwester Anna in diesem veränderten Anzuge und neben Constanzen sah, welche das Kind derselben auf dem Arme

hatte; „welchen Eindruck Ihre Gegenwart auf sie macht!... sehen Sie doch, mit welchen Blicken sie auf Sie schaut... sie scheint Sie um Etwas zu befragen... man sieht es deutlich an ihren Augen... kennen Sie denn die arme Kleine?... — Nein... nein... ich... ach!... doch... doch... ich habe sie früher einmal gesehen... sie war aber damals ganz anders; dieser Anzug... dieses Kind... meiner Treu, ich erkannte sie nicht gleich wieder!..."

Dubourg war überrascht, verlegen, er wußte nicht, was er erwiedern sollte, und Schwester Anna hielt ihn immer am Arme und befragte ihn mit flehendem Blicke.

„Wie, Sie kennen sie?" fragte Constanze erstaunt weiter; „was will sie aber jetzt?... errathen Sie nicht, was sie so sehr zu interessiren scheint? — O!... entschuldigen Sie... ich fange an, ihr Benehmen zu verstehen. Ich habe den Geliebten dieses armen Mädchens gekannt... sie bittet mich um Nachrichten über ihn... — Nun, so antworten Sie ihr schnell... sehen Sie, ihre Augen stehen voll Thränen... — Mein Gott! ich habe ihr leider nichts Gutes mitzutheilen... ihr Verführer ist in die Fremde gegangen... und sie wird ihn wahrscheinlich nie wieder sehen..."

„Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist," fuhr er gegen Anna gewendet fort, „ich habe ihn eben so wenig wieder gesehen, wie Sie, mein liebes Kind... Sie müssen sich bemühen, ihn zu vergessen!..."

Schwester Anna, welche auf jedes seiner Worte

aufmerksam lauschte, ließ, als er geendet hatte, ihr Haupt kummervoll auf die Brust herabsinken, ein Strom von Thränen benetzte ihre Wangen, dann setzte sie sich unter eine Laube und gab sich ganz ihrem Schmerze hin.

„Armes Weib,“ sagte Constanze, „ach! sie liebt diesen Treulosen noch immer... wer mag auch ihre Unschuld gemißbraucht haben?... — Gnädige Frau, es war ein... junger Maler... der zu seiner Ausbildung reiste... Auf seinen Wanderungen nach schönen Aussichten begegnete er Schwester Anna, denn so heißt das junge Mädchen... Sie ist, glaube ich, die Tochter von Bauersleuten... bestimmt kann ich dieses jedoch nicht versichern, denn ich kenne ihre Familie nicht; kurz, mein Freund sah sie und verliebte sich in sie... Diese Maler exaltiren sich gar leicht... und wie es scheint, war dieses Kind eine Frucht seiner Leidenschaft... Das ist Alles, was ich weiß, denn ich habe das junge Mädchen nur einmal gesehen, als ich mit meinem Freunde spazieren ging. — Er ist in meinen Augen sehr strafbar!... Ihr Herren behandelt solche Dinge so leichtsinnig!... Ein Frauenzimmer verführen und es dann verlassen gilt bei euch nur für eine jugendliche Thorheit, mit der ihr euch zuweilen noch brüstet!... — Frau Gräfin, ich darf mir schmeicheln, nie ein Mädchen verführt zu haben. — Ich spreche im Allgemeinen! ich bin aber überzeugt, daß mein Friederich das Beispiel so vieler Brauseköpfe nicht nachgeahmt hat!... er ist viel zu gefühlvoll und liebt zu wahr, als daß er ein

junges Herz mißbrauchen würde!... Da sehen sie, welche schreckliche Folgen derartige Verirrungen nach sich ziehen können. Als die arme Kleine ihre Schwangerschaft gefühlt hat, wird sie sich von ihren Eltern entfernt und ihre Heimath geflohen haben. Ohne Hilfsmittel, und dazu noch des in der Welt nothwendigsten Organes beraubt, wird sie, der Armuth und der fürchterlichsten Entbehrung preisgegeben, auf dem Lande und in der Stadt herumgeirrt sein!... Die Unglückliche! wie viel mag sie gelitten haben!... Ach! wenn Sie sie gesehen hätten, als ich sie bei mir aufgenommen habe, Sie hätten sie bedauert!... von nun an hat sie aber eine Freundin gefunden, ich werde sie nicht mehr verlassen, und wenn ich sie auch nicht mehr ganz glücklich machen kann, so soll sie doch wenigstens auf immer vor Armuth und Elend geschützt sein."

Dubourg erwiederte nichts; der Anblick Anna's gab ihm viel zu denken. „Ihr Anblick hat ihren Schmerz erneut, weil sie dadurch wieder an ihren Verführer erinnert wurde," nahm Constanze nach einer Weile wieder das Wort; „gehen Sie einen Augenblick auf die Seite, ich will sie zu trösten suchen, obwohl ich wohl weiß, daß es für solche Leiden gar keinen Trost gibt. Wenn Friederich mich vergäße, so könnte ich keinen Augenblick mehr glücklich sein!... sie hat wenigstens einen Sohn, dessen Liebkosungen ihren Gram einigermaßen lindern."

Constanze trug den kleinen Friederich auf seiner Mutter Schooß, und Dubourg kehrte unterdessen

hastig in's Haus zurück, wo er Ménard aufsuchte, der nicht wußte, was er denken sollte, als er die verstörte Miene seines Freundes sah.

„Alles ist verloren!" schrie Dubourg dem Hofmeister entgegen. — „Wie?... was ist verloren? handelt es sich wieder um die Berline des Königs Stanislaus, oder die Tabaksdose des Königs von Preußen? Sie wissen wohl, daß ich solchen Geschichten keinen Glauben mehr schenke. — Ei! schweigen Sie doch mit Ihren Dummheiten! Es ist von einer sehr ernsthaften Sache die Rede, es handelt sich um das Glück und die Ruhe Friederichs und seiner Gattin... — Ich wette, es ist nicht wahr, Sie wollen mir wieder einmal Etwas weiß machen, um mich am Narrenseil herumzuführen, aber non me ludit amabilis insania!,.. — Potz Kukuk! wollen Sie mich anhören, Herr Ménard... wie konnte aber ein Mann in Ihren Jahren einem solchen Ereignisse nicht vorzubeugen wissen? — Was soll das heißen in meinen Jahren?... ich bitte Sie, Herr Dubourg, sprechen Sie sich deutlicher aus. — Was! Sie geben zu, daß Frau von Monteville Diejenige bei sich aufnimmt... — Wen denn? — Nun, beim Donner! Diejenige, für welche Friederich tausend Thorheiten begangen, die ihm den Kopf verrückt und bei der er sechs Wochen im Walde gelebt hat... das junge Mädchen, welches er anbetete... und welches er vielleicht noch liebt, denn das Menschenherz ist ein unerklärliches Räthsel!... Mit einem Worte: Frau von Monteville beherbergt Schwester Anna, die kleine

Stumme aus dem Walde, das junge Mädchen von Vizille, in ihrem Hause! — Ach! mein Gott!... was sagen Sie mir da? — Wie, Sie haben sie nicht wieder erkannt? — Erkannt!... ein Frauenzimmer, welches ich einen einzigen Augenblick und nur von ferne sah... Ich betrachte die jungen Mädchen nicht wie Sie, mein Herr, und wie konnte ich es auch vermuthen, wußte ich denn, daß sie stumm war? hatte man mir es denn gesagt? man sagt mir ja nie Etwas, und dann soll ich doch immer Alles errathen... und wissen!... Diese jungen Leute sind unbegreiflich! glauben Sie denn, ich verstände lateinisch, wenn man mich es nicht gelehrt hätte? — Nun, jetzt verstehen Sie es aber... — Man hat mich beim Kukuk genug geprügelt deßhalb!... Mein Gott! wie viel Tatzen habe ich mit dem Lineal wegen des Epitomes bekommen, und wie viele Pensen wegen der Fabeln des Phädrus!... — Um's Himmels Willen, Herr Ménard, ich rede von Schwester Anna mit Ihnen, sie ist hier bei Friederichs Frau... — Ich verstehe!... ich verstehe ganz wohl!... — Wenn Friederich zurückkommt, wird sie ihn sehen... die Bestürzung, die Thränen und die Schmeicheleien des jungen Mädchens werden eine Enthüllung dieses Verhältnisses herbeiführen... Bedenken Sie, was dann Frau von Monteville empfinden wird, wenn sie gewahr wird, daß der angebetete Gatte, in welchem sie ein Muster von Treue bewundert, in ihrem Hause mit einer früheren Geliebten und mit seinem Kinde, besonders mit seinem Kinde zusammentrifft!...

— Ja, ja, ich bedenke das Alles! — Nun! sprechen Sie... was ist zu thun?... — Ich weiß nicht! — Man kann Schwester Anna unmöglich mit Friederich unter einem Dache wohnen lassen... — Das ist allerdings eine große Verlegenheit! sie war aber so unglücklich!... — Glauben Sie denn, ich wolle ihr Schutz und Beistand rauben? Ach, ich habe nur sechszehnhundert Franken Einkommen, aber ich gäbe sie willig hin, damit die eheliche Eintracht der beiden jungen Gatten nicht gestört würde! Ja, ich würde arbeiten, wenn es sein müßte, oder meine ganze Trimester bei Friederich zubringen; aber für die arme Frau und ihr Kind müßte gesorgt werden. — Das ist Alles recht, mein lieber Dubourg, und wenn ich Etwas im Vermögen hätte... aber ich besitze Nichts als meine alten Classiker, und die wären von keinem Werthe für sie, da sie nicht lesen kann. — Wie bringen wir aber Schwester Anna wieder aus dem Hause hinaus?... — Das wird eine schwierige Aufgabe sein: Frau von Monteville liebt die Stumme schon außerordentlich... sie ist besonders närrisch mit dem Kinde... sie findet, es gleiche meinem Zögling... ei! jetzt begreife ich, wo diese Aehnlichkeit herkommt... — Ich weiß gar nicht, welchen Vorwand wir gebrauchen und ersinnen müssen!... Wann kommt Friederich wieder?... — In acht Tagen; wir haben noch Zeit!... — Zeit!... ach, die acht Tage werden bald verflossen sein... und wenn er Schwester Anna hier trifft!... — Wir könnten aber der Kleinen verbieten zu sprechen. — Ei! ich weiß wohl, daß sie

nicht sprechen wird, aber ihre Zeichen, und der Ausdruck ihrer Züge wird sie hinlänglich verrathen. — Nun! ich sage Ihnen aber, daß ich diese häufig gar nicht verstehe."

Dubourg zerbrach sich den Kopf zur Ausfindung eines Mittels, Schwester Anna und ihren Sohn aus dem Hause zu entfernen. Herr Ménard heftete seine Blicke starr auf seine Tabaksdose und schien ebenfalls in Nachdenken versunken, obgleich er im gegenwärtigen Augenblicke nur an eine Hasenpastete dachte, die am Vorabend von Paris gekommen war und zum Mittagessen verspeist werden sollte.

Constanze kam nun mit Schwester Anna und ihrem Sohne. Auf dem Angesichte der jungen Stummen lag der Ausdruck des Schmerzes, sie war aber ruhiger und gefaßter; als sie Dubourg wieder erblickte, lächelte sie wehmüthiger, und hielt ihm ihren Sohn hin, den er theilnahmsvoll betrachtete, erstaunt über die Aehnlichkeit des Kleinen mit seinem Vater.

„Finden Sie den Knaben nicht wunderlieblich?" fragte Constanze. — „Ja, Frau Gräfin," erwiederte Dubourg, das Kind küssend, „ich finde ihn sehr hübsch. — Gleicht er seinem Vater? — Bedeutend. — Und finden Sie nicht auch, daß er in seinem Blicke etwas von meinem Manne hat? — O! durchaus nicht!... — Sonderbar, mir kommt es so vor. Der liebe Kleine heißt auch Friederich; ich glaube, deßhalb liebe ich ihn noch mehr."

Constanze nahm das Kind auf den Arm, Schwester Anna sah sie mit Entzücken an, und Dubourg

wendete sein Gesicht ab, um den Eindruck zu verbergen, den dieses Gemälde auf ihn machte.

Dubourg besann sich den ganzen Tag, wie er es angehen sollte, Schwester Anna von Frau von Monteville wegzubringen, er konnte aber unmöglich einen festen Plan fassen. Wie sollte er das Mädchen von einem Orte entführen, wo man sich ihrer mit der rührendsten Sorgfalt annahm und ihren Sohn mit Liebkosungen überhäufte? Weit entfernt, in diese Absicht zu willigen, hätte Schwester Anna nur eine schändliche Undankbarkeit darin gesehen, und ihr liebendes, dankbares Herz wäre eines solchen Gedankens unfähig gewesen. Hätte man ihr gesagt, Constanzens Gatte ist ihr Verführer, so wäre dieses doch nicht im Stande gewesen, sie zur Entfernung zu bewegen; der Wunsch, Friederich zu sehen, würde den Sieg über jede andere Rücksicht davon getragen haben. Sie glaubte sich durch die Eide, welche sie einander geschworen hatten, vereint mit ihrem Geliebten; wie hätte sie begreifen können, daß eine andere Frau, wenn auch gesetzlichere, heiligere Rechte an ihn habe, als sie?

Dubourg wagte daher gar nicht, dieses Mittel zu versuchen, und quälte sich vergebens um ein anderes ab. Dann ging er zu Ménard und fragte diesen: „Nun! haben Sie einen Ausweg ersonnen, Schwester Anna von hier fortzubringen?“ Und Ménard führte Dubourg, nachdem er eine Prise Schnupftabak genommen und fünf Minuten schweigend nachgedacht hatte, in eine Ecke, und erwie-

derte ihm mit leiser Stimme: „Mir fällt durchaus nichts ein."

Wenn Dubourg sich mit Constanzen unterhielt, so suchte er sie dahin zu bewegen, die junge Stumme und ihr Kind auf eines ihrer von Paris entfernten Güter zu schicken; allein Frau von Monteville widersprach diesem Gedanken heftig. „Warum sollte ich mir denn die Gesellschaft dieser jungen Frau und ihres Sohnes entziehen, den ich so lieb habe, als ob er mein eigenes Kind wäre? Würde man der Unglücklichen anderswo auch die nöthige Sorgfalt widmen, die ihre traurige Lage mildert!... Nein, ich trenne mich nie wieder von ihr; jeden Tag empfinde ich mehr Neigung für sie. Wenn Sie wüßten, wie dankbar sie Alles aufnimmt, was ich für sie thue!... Ach! ich habe in der Tiefe ihrer Seele gelesen; meine Wohlthaten sind gut angewendet, und ich bin überzeugt, daß mich Friederich nicht tadeln wird."

„Meiner Treu," dachte Dubourg, „ich habe gethan, was ich thun konnte!... Und wenn ich den Verstand verlöre, um diese beiden Frauen aus einander zu bringen, so würde es nichts helfen; lassen wir daher die Sachen gehen und erwarten wir die Zukunft. Nun bleibt mir nichts mehr übrig, als Friederich gleich bei seiner Ankunft darauf vorzubereiten."

An dem Abend, wo Dubourg anlangte, sagte Frau von Monteville zu ihm: „Sie sollen sehen, welches Vergnügen die Musik der jungen Unglücklichen verursacht; wenn sie mich singen und Clavier

spielen hört, meint man immer, sie wolle anfangen zu sprechen ...“

Constanze nahm Schwester Anna bei der Hand und ließ sie neben sich an's Clavier sitzen. Die junge Stumme war ungewöhnlich traurig: die Anwesenheit Dubourgs hatten ihren ganzen Schmerz wieder hervorgerufen; indeß lächelte sie ihrer Wohlthäterin zu und gab sich alle Mühe, ihren Kummer zu unterdrücken.

Constanze hatte bereits mehrere Stücke gespielt, als sie inne hielt und sagte: „Aber ich habe ihr die hübsche Romanze, das Lieblingslied meines Mannes, noch nicht gesungen!...“

Constanze präludirte zu ihrer Romanze; Dubourg achtete wenig auf die Musik, er dachte immer an den merkwürdigen Zufall, der Schwester Anna und Friederichs Gattin zusammengeführt hatte. Herr Ménard saß in einer Ecke des Salons und schlug aufmerksam für sich den Takt nach, und der kleine Friederich spielte zu den Füßen seiner Mutter, welche auf den Gesang ihrer Wohlthäterin lauschte.

Kaum hatte Constanze die ersten Worte gesungen, als Schwester Anna eine mächtige Erschütterung empfand, die mit jedem Augenblicke zuzunehmen schien; sie neigte sich gegen Frau von Monteville hin, war ganz Ohr und athmete kaum. Sie zitterte am ganzen Leibe, und ihr ganzes Wesen schien von einer gewaltigen Erinnerung ergriffen. Constanze hatte ihr Lied noch nicht ganz geendigt, als das Gesicht der jungen Stummen mit einer tödtlichen

Blässe überzogen wurde; sie stieß ein klägliches Gestöhne aus und verlor die Besinnung.

Constanze hatte, mit der Musik beschäftigt, die Bestürzung Anna's nicht wahrgenommen, als sie aber das Stöhnen derselben hörte, flog sie auf sie zu. „Großer Gott! was hat sie denn? sie wird ohnmächtig!“ rief Frau von Monteville aus, indeß Dubourg eilend die junge Frau unterstützte, und Herr Ménard fortlief, geistige Salze und Leute herbeizuholen. „Begreifen Sie auch, was sie haben mag?... sie hörte mir mit Vergnügen zu und fällt auf einmal in Ohnmacht... — Haben Sie nicht schon bemerkt, gnädige Frau,“ sagte Dubourg, der aus diesem Umstande Vortheil ziehen wollte, „daß das junge Mädchen bisweilen ihren Kopf nicht recht beisammen hat, und daß sie in manchen Augenblicken wie verrückt scheint? — Nein, das habe ich nie bemerkt. Sie war, so lange sie hier ist, immer ganz vernünftig, und ihre Schwermuth erkläre ich mir sehr natürlich... Die arme Kleine!... Sie schlägt die Augen immer noch nicht auf... — O! es wird von keiner Bedeutung sein... Die Aufregung, die sie heute Morgen empfand, als sie mich sah, ist ohne Zweifel Schuld an dieser Ohnmacht. — Das denke ich auch!“

Ménard kam mit einem Dutzend Flaschen in den Händen zurück. Lange waren alle Anstrengungen vergeblich: Schwester Anna konnte nicht zur Besinnung gebracht werden, und Constanze verzweifelte; endlich verkündete ein langer Seufzer, daß die junge Stumme wieder zum Leben erwachte, und bald darauf

schlug sie die Augen auf. Ihr erster Blick galt ihrem Sohne, der, in seiner jugendlichen Unschuld die Gefahr seiner Mutter nicht ahnend, ruhig fortgespielt hatte. Schwester Anna hob ihn in die Höhe, küßte ihn und schien sich dann bei Allen, welche Sie umstanden, mit ihren Blicken für die ihr gewidmete Sorgfalt zu bedanken.

„Kommen Sie, legen Sie sich nieder," sagte Frau von Monteville zu ihr, „der heutige Tag hat alle ihre Leiden wieder aufgefrischt; der Schlaf wird diese Erinnerungen verscheuchen." Statt jedoch Constanzen zu folgen, nahm Schwester Anna dieselbe bei der Hand, führte sie zum Pianoforte zurück, und bedeutete ihr, sich wieder vor das Instrument zu setzen. „Nein, morgen," entgegnete Constanze, „die Musik greift Sie zu sehr an... morgen spiele ich Ihnen wieder..."

Schwester Anna hob die Hände zu ihr auf, blickte sie mit so flehenden, ausdrucksvollen Blicken an, daß die Gräfin nicht mehr den Muth hatte, der Armen ihren Wunsch zu versagen. Constanze setzte sich daher wieder an's Clavier und Ménard sagte ganz leise: „Dieses Frauenzimmer liebt die Musik leidenschaftlich, man hätte sie solfeggiren lernen sollen."

Constanze schlug eine Melodie an; Anna hielt sie zurück und schien, heftig mit dem Kopfe schüttelnd, sagen zu wollen: Diese ist es nicht. Frau von Monteville spielte eine andere, aber die junge Stumme war eben so wenig zufrieden. Endlich erinnerte sich Constanze, daß sie gerade eine Romanze gesungen

hatte, als sie unterbrochen wurde; sie wiederholte dieselbe also, und kaum hatte sie angefangen, so bewies Anna's Erschütterung und die Aufmerksamkeit, womit sie dem Gesange zuhörte, daß sie dieses Lied wieder gewünscht habe.

„Sehen Sie doch, wie sie diese Romanze ergreift," sagte Constanze, „es ist Friederichs Lieblingslied ..."

Frau von Monteville hatte kaum diese Worte geendigt, so nahm die junge Stumme sie bei der Hand, drückte sie innig und nickte bejahend. Constanze verstand sie aber nicht, sondern blickte Dubourg an, der leise zu ihr in's Ohr sagte: „Ich versichere Sie, sie hat Augenblicke, in welchen sie nicht recht weiß, was sie thut ... Sie glaubt überall ihren Geliebten zu sehen, die Liebe macht sie verrückt."

Anna's Erschütterung legte sich ein wenig; sie konnte weinen. Trotz ihrer Thränen schien sie etwas erleichtert. Constanze betrachtete sie mit Entzücken und wiederholte oft: „Arme Kleine, wie strafbar ist der Mann, der Dich verlassen hat ..."

Alle Anwesenden schwiegen eine Zeitlang. Constanze ergriff zur Beruhigung der jungen Stummen ihr gewöhnliches Mittel: sie nahm den kleinen Friederich und trug ihn in die Arme seiner Mutter. Diese blickte ihre Wohlthäterin voll Dankbarkeit an, bedeckte ihren Sohn mit Küssen und stand auf, um sich in ihr Zimmer zu begeben.

Constanze ließ es sich nicht nehmen, sie bis in den Garten zu begleiten; dort trennte sie sich von ihr, nachdem sie ihr auf's Neue Muth eingesprochen hatte.

„Ich hoffe, Ihre Leiden werden ein Ende nehmen," sagte sie zu ihr. „In dem Herzen Ihres Verführers werden gewiß wieder bessere Gefühle erwachen, die ihn Ihrer Liebe würdiger machen; er kann Sie nicht ganz vergessen haben. Dubourg weiß es wahrscheinlich nicht recht... trocknen Sie Ihre Thränen, Sie werden ihn später wieder sehen, und wie könnte er im Stande sein, Sie abermals zu verlassen, wenn Sie ihm dieses theure Kind in die Arme legen!..."

Diese sanften Worte drangen Anna bis in den Grund der Seele. Sie gab sich der süßen Hoffnung hin, welche Constanze in ihr erweckte und schied weniger unglücklich von derselben. Frau von Monteville kehrte langsam in ihr Zimmer zurück. Der Anblick der Leiden dieser Armen, die sie vom Elend errettet hatte, stimmte sie unwillkürlich traurig. Friederich war nicht da, sie zu zerstreuen und alles Andere in ihr vergessen zu machen; nie war sie so lange von ihm entfernt gewesen, und diese Trennung vermehrte ihre Schwermuth noch.

Herr Ménard zog sich auch zurück und sagte unterwegs zu Dubourg: „Der heutige Tag ist sehr stürmisch gewesen. — Ach!" entgegnete dieser, „ich fürchte noch ein weit ärgeres Gewitter... wenn das Mädchen schon ohnmächtig wird, wenn sie die Romanze hört, die ihr Friederich vorsang, welchen Eindruck wird es erst auf sie machen, wenn sie ihn selbst wieder sieht, und hört, daß er der Gatte einer Andern ist!... Ach! Herr Ménard, dieser Gedanke läßt mir gar keine Ruhe mehr!... — Ich glaube es

gerne; diese Geschichte hat mich um den Appetit gebracht! — Wir wollen diesem Ereigniß vorzubeugen suchen. — Das ist mein einziger Wunsch. — Bedenken Sie, daß es sich um die Ruhe, um das Glück und sogar die Ehre Ihres Zöglings handelt, und daß seine Fehler auf Sie zurückfallen werden. — Erlauben Sie mir: Verstöße gegen die Syntax oder den lateinischen Versbau, das will ich mir gefallen lassen; ich habe ihm aber keinen Unterricht in der Verführung junger Mädchen ertheilt; Ihr schlechtes Beispiel hat ihn verdorben! — Herr Ménard!... — Herr Dubourg! — Wir wollen schlafen gehen. — Recte dicis."

Fünftes Kapitel.

Rückkehr Friederichs. — Constanze und Schwester Anna.

Seit den zehn Tagen, welche Dubourg wieder bei Frau von Monteville wohnte, besann er sich unaufhörlich, wie er dem Eindruck zuvorkommen könne, den Friederichs Erscheinung auf Schwester Anna hervorbringen würde. Er sah mit jedem Tage Constanzens Anhänglichkeit für ihre Schützlingin und die Dankbarkeit der armen Mutter gegen ihre Wohlthäterin zunehmen. Die Trennung dieser beiden Frauen schien ihm unmöglicher als je. Constanze wiederholte oft, sie könnte nun den Umgang Anna's und ihres Sohnes nicht mehr entbehren, und die junge

Stumme schien dagegen in der Nähe der Gräfin weniger an ihren Kummer zu denken.

Man erwartete Friederich; er sollte sogar bereits zurück sein. Diese Verzögerung setzte Constanze in Unruhe; sie war nicht mehr so heiter, oft benetzten Thränen ihre Wimper; dann bestrebte sich Schwester Anna ihrerseits, sie zu trösten, und gab ihr zu verstehen, er werde bald kommen. „Wenn er mich nicht mehr lieben würde," seufzte Frau von Monteville oft. Aber dann nahm die junge Stumme sie bei der Hand, führte sie vor einen Spiegel und schien zu sagen: „Betrachten Sie sich ... kann man anders als Sie lieben. — Ach!" entgegnete Constanze, „Sie sind so schön als ich, und man hat Sie doch vergessen! ..."

Der Graf von Monteville, der einige Zeit zum Besuche auf's Land kommen sollte, wurde von der Gicht in Paris zurückgehalten. Dieß war Dubourg recht, denn es wäre ihm unlieb gewesen, wenn derselbe Zeuge der Erkennungsscene sein würde, wovor ihm bangte; er wußte nicht, daß Friederichs Vater Schwester Anna auch kannte.

Endlich erhielt Constanze einen Brief von ihrem Gatten; er benachrichtigte sie, daß wichtige Geschäfte seine Rückkehr verzögert hätten, daß er aber eifrigst bemüht sei, dieselben schleunig zu beendigen. Friederichs Schreiben war zärtlich und ausgedehnt; er schien immer noch verliebt. Constanze war jedoch nicht befriedigt: eine so lange Entfernung kam ihr wie ein Beweis verminderter Liebe vor. Friederich war

nicht um sie, daher konnte sie weinen; in seiner Gegenwart hätte sie ihre Thränen unterdrückt. Der Schwester Anna klagte sie immer ihre Leiden, an dem Herzen der armen Stummen vergaß sie die bittern Tropfen, und bei ihr suchte sie Trost.

Dubourg fand in diesem Aufschub einen Gewinn und sagte zu Ménard: „Wir wollen diese Zeit benützen, um dem Zusammentreffen der beiden Liebenden vorzubeugen. — Ich bin derselben Ansicht. — Ich besinne mich aber schon zehn Tage lang und finde keinen Rath. — Meiner Treu, ich bin glücklicher als Sie, gestern habe ich Etwas gefunden... — Nun! so lassen Sie schnell hören... — Mein Rezept zum Milchpunsch machen, welches ich verloren zu haben glaubte.“

Als Friederich sich von seiner Frau entfernt hatte, begab er sich in den Pachthof, um sich nach dem Schicksale der Schwester Anna und ihres Sohnes zu erkundigen, nach welchen er sich glühend sehnte. Allein als er zu den guten Landleuten kam, erfuhr er, daß die junge Stumme schon lange mit ihrem Kinde nach Paris gereist sei. Friederich wußte nicht, was er davon denken sollte, und der Umstand, daß zu gleicher Zeit ein Bote seines Vaters ankam, der wie gewöhnlich Geld und sonstige Gegenstände für die Befreierin des Grafen brachte, woraus man ersah, daß es diesem noch unbekannt war, daß Schwester Anna den Pachthof verlassen und daß dieselbe in Paris die Wohnung ihres Beschützers nicht gefunden habe, brachte ihn vollends zur Verzweiflung.

Friederich war trostlos; die Pächtersfamilie theilte seinen Kummer. Sie bereuten es, Schwester Anna fort gelassen zu haben; wie hätten sie sich aber der Absicht derselben entgegensetzen können? Was war aus ihr geworden, was that sie in Paris ohne Freunde und Beschützer? Wenn sie gewußt hätten, daß die Unglückliche so schändlich bestohlen worden, so würde ihr Schmerz noch weit größer gewesen sein.

Friederich blieb nur einen Tag in dem Pächterhause, dann reiste er nach Paris zurück, und stellte auf dem ganzen Wege Nachforschungen an, die ihn auf die Spur der Schwester Anna führen konnten. In Paris angelangt, stieg er nicht in seinem Hôtel ab; seine Rückkehr sollte ein Geheimniß bleiben, damit seine Frau nichts davon erfahre, und er ungestört auf die junge Stumme und ihr Kind fahnden könne. Mehr als acht Tage lang durchlief er diese ungeheuere Stadt, rannte in den entferntesten, in den abgelegensten und den bevölkertsten Stadtvierteln umher, stieg oft bis in die Dachkammern hinauf und erkundigte sich, ob man eine junge stumme Frau mit einem kleinen Knaben gesehen habe. Aber seine Nachsuchungen waren vergebens; er konnte nicht das Geringste erfahren, was Beziehung auf dieselbe hatte. Mit zerrissenem Herzen entschloß er sich endlich, zu Constanzen zurückzukehren; er war weit von dem Gedanken entfernt, daß er hier die Langgesuchte finden werde.

Jeden Tag pflanzte sich Dubourg auf einem Wege auf und stellte Ménard als Schildwache auf einen

andern, damit er Friederich vorbereite, wenn er ihn kommen sehe. Aber eines Morgens kam der Erwartete an Ménard, der den Horaz mitgenommen hatte und gerade eine Ode las, ungesehen vorüber, stieg an seinem Hause ab und trat mit einem Male unverhofft in Constanzens Zimmer, die eben allein war und an ihren Gatten dachte.

Sie hob die Augen in die Höhe, stieß einen Freudenschrei aus und flog in seine Arme. Alle während seiner Abwesenheit erduldeten Leiden waren an der Brust des Gatten vergessen. Friederich erwiederte diese Beweise der Liebe mit Zärtlichkeit. Nach den ersten, der Freude des Wiedersehens gewidmeten Augenblicken sagte Constanze zu ihm: „Ich habe, während Du fort warst, eine Unglückliche im Hause aufgenommen... O! Du wirst sie bald eben so gerne haben wie ich! — Alles, was Du thust, ist mir recht, meine liebe Constanze, Dein Herz wird Dich vor jedem Fehltritt bewahren; ich bin zum Voraus überzeugt, daß Du Deine Wohlthaten gut angewendet hast. — Ach! es ist eine junge, sehr interessante Frau!... ein Opfer der Liebe; solche Leiden erregen stets das Mitleid der Frauenzimmer!... Ihr Verführer hat sie sammt ihrem reizenden Kinde, das ich bis zum Närrischwerden liebe, verlassen... Der Kleine heißt Friederich, wie Du... Was hast Du denn aber, mein Freund? Du wirst blaß... Du zitterst... — Ach! die Anstrengung und Ermüdung auf der Reise vielleicht..." Friederich setzte sich, denn er schwankte; Constanzens Worte hatten eine Bewegung in ihm verursacht, die

er nicht zu bemeistern im Stande war. Er blickte bebend um sich her. „Und wo ist diese Frau und dieses Kind?“ fragte er mit zitternder Stimme. — „Sie wohnt im Gartenhause... Ach! ich sehe sie!... Kommen Sie, kommen Sie, meine Freundin,“ rief Constanze, Anna entgegeneilend, die sich mit ihrem Sohne näherte. „Mein Mann ist gekommen; ach! wie glücklich bin ich!... Nun habe ich keinen Wunsch mehr übrig.“

Constanze nahm die junge Stumme bei der Hand und zog sie in das Zimmer herein, worin sich ihr Gatte befand. Als Schwester Anna-Friederich sah, stieß sie einen herzzerreißenden Schrei aus, lief auf ihn zu, stürzte sich in seine Arme und wurde ohnmächtig, indem sie auf ihren Sohn deutete.

Friederich unterstützte mit einer Hand Schwester Anna, deren lebloses Haupt an seiner Brust lag, mit der andern hielt er sich die Augen zu, als ob er sich fürchtete, umherzuschauen. Sein Sohn befand sich zu seinen Füßen und hatte noch sein Händchen in der Mutter Hand; Constanze stand erstaunt, zitternd vor ihnen.

Tausenderlei verschiedene Gefühle schienen Friederichs Gattin in diesem Augenblicke zu bestürmen. Sie wechselte die Farbe, Staunen und Unruhe sprachen aus ihren Augen. Sie bebte und schien gewaltsam den Gedanken zurückdrängen zu wollen, der durch ihre Seele fuhr. Allein ihre abwechselnd auf Schwester Anna und ihren Gatten gehefteten Blicke suchten die Wahrheit zu erforschen. Ihr Erstes war, auf

Schwester Anna zuzueilen und sie aus den Armen Friederichs zu reißen.

„Was ist ihr denn!... was bedeutet der Zustand, worein sie Ihr Anblick versetzt hat?“ stammelte Constanze, gegen Friederich gewendet. „Antworten Sie doch, mein Freund, kennen Sie diese junge Frau?“

Friederich hatte weder die Kraft, Constanzen zu antworten, noch sie anzusehen. Aber er erblickte seinen Sohn, schloß ihn in seine Arme und bedeckte ihn mit Küssen; nun traf ein gewaltiger Stoß Constanzens Herz: die ganze Wahrheit lag entschleiert vor ihren Blicken.

Dubourg trat in Begleitung Ménards ein; als er Friederich sah, ahnte er das Vorgefallene und beeilte sich sogleich, Schwester Anna Hilfe zu leisten, indem er ausrief: „Abermals ohnmächtig, ich wette, es ist wieder ein Fieberanfall!... Ich kann Sie versichern, die Unglückliche ist in manchen Augenblicken wahnsinnig.“

Constanze erwiederte Nichts. Sie überließ Schwester Anna der Sorge Dubourgs und Ménards, und trat auf ihren Gatten zu, der das Kind noch immer in seinen Armen hielt.

„Der Knabe ist reizend?... nicht wahr?“ fragte sie mit erstickter Stimme und fortwährend auf ihren Gatten gehefteten Blicken. Friederich schwieg. Constanze nahm das Kind und riß es heftig aus seinen Armen; aber gleich darauf bereute sie diese Bewegung, die sie nicht hatte bemeistern können, küßte es leidenschaftlich und rief schmerzlich aus: „Armer Kleiner, ach! Du bist unschuldig!...“

Dubourg und Ménard trugen Schwester Anna

in das Gartenhaus; Friederich und Constanze blieben mit dem Kinde allein. Friederich schlug die Augen zu Boden und schien Constanzens Blicke zu fürchten, welche in einiger Entfernung von ihm Platz und den kleinen Friederich auf den Schooß genommen hatte. Sie that sich Gewalt an, ihre Thränen zurückzuhalten, hatte aber nicht mehr die Kraft, zu sprechen. Längere Zeit saßen sie schweigend beisammen. Endlich hob er seine Augen in die Höhe und sah seine Frau den Sohn der Schwester Anna liebkosen. Bei diesem Anblick stand er im Begriff, sich zu Constanzens Füßen zu werfen und ihr Alles zu gestehen. Aber Dubourg trat hastig in's Zimmer herein.

„Nun, ich hoffe, daß es Nichts zu bedeuten hat,“ sagte er, indem er Friederich anblickte und ihm zugleich einen Wink gab, sich nicht zu verrathen. „Diese Stumme hat oft Anfälle von Irrsinn, dann glaubt sie überall ihren Geliebten zu sehen... O! ich habe der Frau Gräfin schon ein Paar Mal gerathen, sie nicht in ihrer Nähe zu behalten.“

„In der That,“ stammelte Friederich, der sich zu fassen bemüht war, „in der That, ich begreife das Vorgefallene nicht... ich war von dem Zustand dieser Unglücklichen so sehr ergriffen, daß ich nicht mehr wußte, wie mir geschah!...“

Constanze gab keine Antwort; sie sah bloß Dubourg und ihren Gatten an. „Ich will ihr ihren Sohn bringen,“ sagte Dubourg, sich Constanzen nähernd, um das Kind zu nehmen. — „Lassen Sie es, Friederich soll es thun...“

Friederich verlor auf's Neue die Fassung, und konnte die Blicke seiner Frau nicht ertragen. Vergebens raunte ihm Dubourg in's Ohr: „Nun! potz Kukuk, den Kopf nicht verloren. Bedenke, daß Du sie um ihres eigenen Friedens Willen täuschen mußt!"

In diesem Augenblick eilte Ménard mit bestürzter Miene herbei. „Sie ist wieder zu sich gekommen," flüsterte er Dubourg zu, „man kann sie aber unmöglich bewegen, in ihrem Zimmer zu bleiben... Sie ist ein wahrer Teufel!... Sie will ihn durchaus sehen... sie rennt wie rasend im Garten herum... — Ei! warum sind Sie denn von ihr weggegangen?..."

Dubourg verließ rasch das Zimmer.

„Was gibt es denn?" fragte Constanze; „ist es schlimmer mit ihr geworden?... — Nein, gnädige Frau," entgegnete Ménard, der nicht mehr wußte, was er sagen oder thun sollte, „aber ich fürchte... der Kopf... die Weiber... die Liebe... quit femina possit!... — Ich will ihr zu Hülfe eilen," erwiederte Constanze, „und ihr ihren Sohn bringen... vielleicht daß sie der Anblick desselben... Gehen Sie nicht auch mit, Friederich, wollen Sie der Unglücklichen nicht auch beistehen, um sie zu beruhigen?"

Friederich zögerte, er wußte nicht, was er machen sollte. Er brannte vor Begierde, Schwester Anna wiederzusehen, deren trauriger Zustand ihm das Herz zerfleischt hatte, aber er fürchtete sich zu verrathen, wenn er sie sah. Zu gleicher Zeit vernahm man ein Geschrei. Schwester Anna rannte durch den Garten; die Dienstboten und Dubourg liefen hinter ihr

her. Als die Leute ihre Aufregung und sie mit fliegenden Haaren in den Alleen umherrennen sahen, zweifelten sie nicht mehr daran, daß sie wahnsinnig sei, und Dubourg bestärkte sie in dieser Meinung noch, damit sie keine Ahnung von der Ursache dieses Benehmens haben sollten.

Schwester Anna hatte aber Friederich durch eines der Fenster im untern Stocke hindurch bemerkt. In einem Nu lief sie dorthin, drang in's Zimmer ein und warf sich mit Gedankenschnelle in Friederichs Arme, stieß Constanze zurück, die neben ihm stand, und schien, während sie dieselbe mit einem zugleich unruhigen und eifersüchtigen Blicke betrachtete, zu ihr zu sagen: „Ich allein habe das Recht, an diesem Platze zu sein."

Die Dienerschaft stand vor der Thüre stille, dieses Gemälde zu betrachten. Constanze empfand eine peinliche Beklemmung des Herzens, als sie Schwester Anna in den Armen ihres Gatten sah, indessen behielt sie Geistesgegenwart genug, zu ihren Leuten vorzutreten und ihnen mit bebender Stimme zu sagen: „Entfernt euch, meine Freunde, diese Unglückliche ist außer sich... wir werden sie wieder zur Ruhe bringen..."

Die Bedienten gingen fort. Ménard suchte Dubourg auf, zu dem er in schwierigen Augenblicken stets seine Zuflucht nahm. Schwester Anna blieb mit ihrem Sohne allein bei Friederich und Constanzen.

Die junge Stumme schien sich an Friederich anzuklammern, der nicht den Muth besaß, sie zurückzu-

stoßen; sie lächelte ihm zu, nahm seine Hände und drückte sie an ihr Herz, dann deutete sie auf ihren Sohn. Aber zu gleicher Zeit heftete sie ihre unruhigen Blicke auf Constanze, die, etwas entfernt sitzend, ihren Kopf in ihre Hände barg, weil sie diesen Anblick nicht ertragen konnte, allein sie erstickte fast. Endlich brach sie in Thränen aus, sie schluchzte jammervoll... Schwester Anna schauderte... Constanzens Schmerz schien sie innig zu rühren. Friederich konnte nicht mehr an sich halten: er eilte auf Constanzen zu und warf sich ihr zu Füßen, diese aber stieß ihn, ohne ihn anzublicken, sanft zurück: „Gehen Sie, gehen Sie," sprach sie, „diese Unglückliche hat mehr Recht an Ihre Liebe... dieses Kind ist Ihr Sohn... Trösten Sie die Arme für alle die Leiden, welche sie erduldet, seitdem Sie sie verlassen haben... Ich kenne jetzt die Wahrheit... Nein, sie hat den Verstand nicht verloren... sondern sie hat ihren Verführer, den Vater ihres Kindes wieder gefunden."

Friederich war niedergeschmettert. Blaß und zitternd blieb er vor Constanzen auf den Knieen liegen, und Schwester Anna schien mit auf ihn gehefteten Blicken zu erwarten, was er sagen werde. Allein Friederich ergriff Constanzens Hand und bedeckte sie mit Thränen und Küssen; bei diesem Anblick stieß die junge Stumme ein schmerzliches Gestöhne aus und sank abermals besinnungslos auf den Boden nieder. Constanze flog ihr zu Hülfe. „Entfernen Sie sich," sagte sie zu Friederich, „Ihre Anwesenheit ergreift sie zu sehr... Ach! Sie dürfen sie mir wohl

anvertrauen, ich werde sie mit derselben Liebe behandeln wie früher..."

Friederich erwiederte Nichts und ging betäubt hinaus; auf der Flur begegnete er Dubourg und Ménard, welche herbeieilten. „Jede Verstellung ist überflüssig," sagte er zu diesen, „Constanze hat die Wahrheit errathen... sie weiß Alles!... — Wenn sie Alles weiß, so muß man ihr Nichts mehr verhehlen," versetzte Ménard. — Constanze gab sich die äußerste Mühe mit Schwester Anna; endlich schlug sie die Augen wieder auf. Als sie Friederichs Gattin bemerkte, stieß sie dieselbe von sich zurück; dann schaute sie um sich her nach Friederich. Constanze brachte ihr ihren Sohn, der seine kleinen Arme gegen sie ausbreitete. Schwester Anna schien von Constanzens Betragen gerührt: sie blickte sie minder gehässig an, zitterte aber am ganzen Leibe; ihre Zähne klapperten hörbar, ihre Augen schlossen sich wieder und eine entsetzliche Bläſſe bedeckte ihr Antlitz.

Constanze ließ sie in das Gartenhaus bringen. Man legte sie zu Bette: ein hitziges Fieber ergriff sie, ein wirkliches Delirium umnachtete ihre Sinne; sie schaute mit verstörtem Blicke um sich her, erkannte Niemand mehr und duldete sogar ihr Kind nicht mehr bei sich.

„Arme Kleine!" sprach Constanze, „ach! ich verlasse Dich gewiß nicht!..." Sie saß den ganzen Tag an Anna's Bette. Erst gegen Abend, als sie die Kranke etwas ruhiger sah, entschloß sie sich, dieselbe zu verlassen; es waren aber immer eifrige Leute zu ihrer

Verpflegung bei ihr, und die Gräfin ließ sich oft nach ihrem Befinden erkundigen.

Constanze kehrte in ihr Gemach zurück, wo Friederich auf sie wartete. Wie sehr war aber dieser Tag des Wiedersehens von den früher miteinander verlebten verschieden! Constanze schwieg, tausenderlei Empfindungen bestürmten sie, ihr Herz pochte gewaltig, sie bemühte sich aber, ihre Leiden zu verbergen und gegenüber von ihrem Gatten ruhig zu erscheinen. Friederich stand gleich einem Verbrecher, der seines Urtheils harrt, vor seiner Frau, deren Güte ihm sein Unrecht noch greller vorwarf. Endlich trat er dicht auf sie zu und warf sich, da er außer Stand war zu sprechen, vor ihr nieder.

„Was beginnen Sie?“ fragte Constanze sanft, „warum werfen Sie sich mir zu Füßen, mein Freund? Sie haben gegen mich Nichts verschuldet! Ach! vor der, die Sie verrathen und verlassen haben, sollten Sie auf die Kniee niederfallen, dort wäre es besser am Platze. Ich habe kein Recht, mich zu beklagen; Ihr Vergehen ist ein bei den Männern nur zu gewöhnliches. Sie haben diese Unglückliche vor Ihrer Verheirathung gekannt, sie wurde Mutter... In der Welt würde man Ihr Betragen ganz natürlich finden! Weit entfernt, Sie zu tadeln, würde man sie sogar beloben, daß Sie ein Mädchen vergessen haben, welches nicht Ihre Gattin werden konnte. Indessen gestehe ich Ihnen, daß ich Sie nicht zu jenen Leichtsinnigen zählte, welche sich ein Verdienst aus den Thränen machen, die ihretwegen fließen. Welche

traurigen Folgen hat Ihr Vergehen nach sich gezogen!... Wenn Sie wüßten, wie viel diese Unglückliche gelitten hat! Dem schrecklichsten Elende preisgegeben, starb sie fast vor Armuth und Entbehrung, als ich sie bei mir aufnahm; sie war nebst ihrem Sohne dem Tode nahe... Ach, Friederich, bedenken Sie, welchen Gewissensbissen Sie ausgesetzt gewesen wären!... Sie weinen?... Ja, mein Freund, lassen Sie Ihre Thränen fließen, ich will lieber Ihr Herz verlieren, als Sie für gefühllos halten. Hören Sie mich an: Sie haben die Mutter Ihres Kindes wieder gefunden, Sie dürfen sie nicht mehr verlassen. Wenn Sie auf mich vertrauen, so will ich für das Schicksal derselben sorgen. Sie soll ein eigenes Haus bewohnen, welches ich ihr in einer lieblichen Gegend ankaufen will; Nichts soll ihr mangeln. Ihr Sohn ist ein reizender Knabe... ich hätte gerne Mutterstelle an ihm vertreten; es wäre aber grausam, sie von ihrem Kinde zu trennen. Er soll in ihrer Nähe eine gute Erziehung erhalten. Wenn er herangewachsen ist, müssen Sie seine Zukunft sicher stellen, und Sie dürfen mir glauben, ich werde nie behaupten, Sie hätten zu viel gethan. Dieß ist mein Vorschlag, was Sie für Ihre frühere Geliebte thun sollen... vielleicht stimmen Sie aber mit diesem Plane nicht überein... vielleicht ist die Liebe, welche Sie sonst für diese Unglückliche empfanden, beim Wiedersehen derselben auf's Neue in Ihnen erwacht... vielleicht lieben Sie sie noch... Ach, Friederich, dann beschwöre ich Sie, seien Sie auf-

richtig! . . . lassen Sie mich bis in die Tiefe Ihres Herzens dringen; kein Opfer ist mir zu groß, um Sie glücklich zu machen! Ja, mein Freund, ich kann Alles ertragen... nur Ihre Sehnsucht nach einer Andern nicht. Wenn Sie sie lieben... wenn sie Ihnen noch gefällt... so gehe ich von hier weg, ziehe mich auf irgend eines unserer Güter zurück... lasse mich nicht mehr vor Ihnen blicken — und Sie haben die Freiheit, die Mutter Ihres Kindes bei sich zu behalten."

Constanze konnte die hervorbrechenden Thränen nicht mehr zurückhalten. Sie hatte sich übermäßige Gewalt angethan, aber ihr Muth verließ sie, als sie Friederich die Trennung vorschlug.

„Ich Dich verlassen!" rief er, sie in seine Arme schließend, aus, „ach! Constanze, kannst Du glauben, daß ich einen Augenblick Dich zu lieben aufgehört habe!... Nein, ich schwöre es Dir, Du allein besitzest mein Herz. Ich fühle mein Unrecht, ich will Anna's Ruhe wieder herstellen, ich bin ihr es schuldig; ist es aber nicht natürlich, daß mich ihr Wiedersehen gewaltig ergreifen mußte?... Und dieses Kind... ja, das liebe ich, ich will es glücklich machen, und Du wirst mich nicht darum tadeln. Ich billige alle Deine Pläne, alle Deine Absichten. Ich kenne die Güte Deines Herzens und den Adel Deiner Seele. Ach! wie wenige Frauen würden handeln wie Du! Leite Alles, ordne Alles an; Schwester Anna soll fort, sie soll morgen schon abreisen... — Morgen!... ach nein, mein Freund, die Unglückliche ist krank!...

sehr krank!... sie darf sich nicht von hier entfernen, bevor sie gänzlich hergestellt ist. So lange sie aber hier ist, mußt Du vermeiden, mit ihr zusammenzutreffen. Dein Anblick kann ihre Schmerzen nur vermehren... Versprich mir, ihre Nähe zu meiden: das ist das einzige Opfer, welches ich von Dir verlange. — Ach! ich will Alles thun, was Du befiehlst. — Wenn sie wiederhergestellt ist, so begleite ich sie selbst an ihren neuen Wohnort und verlasse sie erst, wenn ich mich überzeugt habe, daß ihr dort Nichts abgeht."

Friederich drückte Constanze zärtlich an sein Herz; ihre Güte machte sie ihm noch werther. Eine Frau sollte sich stets solcher Waffen bedienen: Vorwürfe, Klagen entfernen den Gatten nur um so mehr, Sanftmuth und Nachsicht führen ihn immer wieder zu ihr zurück.

In den Armen ihres Gatten genoß Constanze das Glück wieder; er betheuerte ihr, er liebe nur sie und sie glaubte seinen Schwüren. Hätte sie denn ohne seine Liebe leben können?

Am andern Morgen begab sich Constanze in aller Frühe in's Gartenhaus, und Friederich theilte Dubourg und Ménard das edle Betragen seiner Frau mit. „Sie macht von Vielen eine Ausnahme," sagte Dubourg, „suche sie Dir zu erhalten, Du kannst sie nicht genug lieben, denn Du besitzest einen wahren Schatz in ihr. — Das Betragen der Frau von Monteville," sagte Ménard, „ist in der That einer Heldin Plutarchs würdig, und außer Kunigunden, der Ge-

mahlin Heinrichs II, welche zum Beweise ihrer Keuschheit die Feuerprobe bestand, weiß ich nichts Schöneres in der Geschichte."

Schwester Anna befand sich immer noch in einem beunruhigenden Zustande: die Unglückliche erkannte Niemand, schien aber alle Augenblicke Jemand zu suchen, nach dem sie die Arme ausbreitete. Constanze sorgte dafür, daß ihr Nichts abging, brachte ihr selbst einen Arzt und hielt ihr eine Wärterin, die nicht vom Krankenbette wich; dann nahm sie den kleinen Friederich auf den Arm und trug ihn zu ihrem Gatten.

„Habe den Knaben recht lieb," sagte sie zu diesem; „wenn Du des Kindes Glück begründest, machst Du einigermaßen das Unrecht wieder gut, welches Du an der Mutter begangen hast. Ach! ich fühle für den Kleinen so viel Liebe, als wäre er mein eigener Sohn. Sobald ich ihn sah, schien mir eine geheime Ahnung zuzuflüstern, er gehöre Dir, und weit entfernt, ihn weniger zu lieben, machte ihn mir dieser Gedanke nur um so theurer."

Friederich küßte seinen Sohn, der oft einen großen Theil des Tages bei ihm blieb, denn der arme Kleine wurde nicht mehr von seiner Mutter geliebkost, die noch immer an einem fürchterlichen Fieber darniederlag und während vierzehn Tagen in Todesgefahr schwebte. In dieser traurigen Zeit brachte Constanze oft ganze Tage und Nächte im Gartenhause zu; sie vertraute Niemand die Pflege der jungen Kranken an, wachte ihr selbst und unterstützte

sie in den gefährlichsten Augenblicken ihres Deliriums. Sie achtete nicht auf die Anstrengung, überwand ihre Müdigkeit und beschäftigte sich bloß mit Schwester Anna; umsonst bat sie Friederich, ihre Gesundheit zu schonen und sich Ruhe zu gönnen. „Laß mich bei ihr wachen," entgegnete Constanze; „durch ihre Verpflegung glaube ich einen Theil des Uebels gut zu machen, welches Du ihr zugefügt hast."

Friederich war keinen Augenblick ruhig, so lange er Schwester Anna in Gefahr wußte. Er hatte ein glühendes Verlangen, sie noch einmal zu sehen, und doch seiner Frau das Versprechen gegeben, ihre Gegenwart zu meiden: wie konnte er seinem Versprechen nach Allem, was Constanze für ihn gethan hatte, untreu sein! Oft näherte er sich dem Gartenhause, wo die Unglückliche wohnte und wartete ungeduldig, bis Jemand herauskam, den er fragen konnte, wie es der Kranken gehe; wenn aber Constanze heraustrat, so unterdrückte er seine Empfindungen theilweise, denn er fürchtete sich, gegenüber von ihr alle die Theilnahme merken zu lassen, die er für die junge Stumme hegte.

Der eifrigen Pflege von Friederichs Gattin verdankte die junge Kranke ihre Wiedergenesung: ihr Delirium legte sich, sie erkannte ihr Kind wieder, drückte es wieder an ihr Herz und wollte sich nicht mehr von demselben trennen. Als sie zum ersten Male Constanze wiedersah, zitterte sie am ganzen Körper; gleich darauf aber, als ob die Vernunft in ihr zurückzukehren schiene, bemächtigte sie sich der

Hand ihrer Wohlthäterin, bedeckte sie mit Küssen und Thränen, und flehte sie in ihren Blicken um Verzeihung für das ihr zugefügte Leid an.

„Unglückliche!“ sprach Constanze, ihr innig die Hand drückend, „ach! ich werde stets für Sie dieselbe bleiben, ich werde mir es angelegen sein lassen, Ihr Unglück wieder gut zu machen... ich bin Ihre Freundin... Ihr Kind ist auch das meinige, von nun an ist für Ihr und Ihres Sohnes Geschick gesorgt... ach! weigern Sie sich nicht, wir ersetzen nur eine Schuld, die wir gegen Sie eingegangen haben! Ihr Sohn ist reizend... in seinem Glücke werden Sie einst Trost für Ihre früheren Leiden finden; fassen Sie Muth... Sie werden noch frohe Tage erleben.“

Schwester Anna seufzte; in ihren Zügen schien sich das Gegentheil auszusprechen. Constanze glaubte selbst nicht an die Möglichkeit, Friederich vergessen zu können, aber zum Troste eines Andern darf man schon ein wenig lügen.

Die junge Stumme sah eine Weile im Zimmer umher, ließ aber ihre Blicke dann wieder auf ihrer Wohlthäterin haften und schien gefaßt; man sah ihr an, daß sie sagen wollte: „Ich unterwerfe mich Ihrem Willen.“

Frau von Monteville kündigte ihrem Gatten an, daß Schwester Anna gerettet sei, bis zu ihrer völligen Genesung dauere es aber wahrscheinlich noch lange. Der Arzt hatte gesagt, daß sobald nicht an eine Reise zu denken sei, daß aber die Nachbarschaft des Gartens, der die Wohnung der Leidenden umgebe,

einen günstigen Einfluß auf das allmälige Gedeihen ihrer Kräfte ausüben werde.

Friederich erfuhr mit Freude, daß sein Opfer dem Leben wieder geschenkt sei. Jeden Tag quälte ihn der Wunsch, sie, wäre es auch nur auf einen Augenblick, noch einmal zu sehen, heftiger; dazu gesellte sich übrigens auch noch ein anderes Verlangen: während die Krankheit der Stummen gefährlich gewesen, hatte man ihm alle Tage seinen Sohn gebracht und diesen oft lange bei ihm gelassen. Er war nun bereits daran gewöhnt, den Knaben um sich zu haben, er hatte die Süßigkeit des Vatergefühls kennen gelernt, und dieses läßt sich weder durch Zeit noch durch Entfernung schwächen. Obwohl nun Friederich es nicht wagte, gegenüber von Constanzen seine Sehnsucht, Schwester Anna zu sehen, laut werden zu lassen, so bat er sie doch um den Sohn derselben.

„Mein Freund,“ entgegnete die Gräfin, „er ist jetzt der einzige Trost seiner Mutter, wolltest Du sie dessen berauben? Später, wenn die Zeit ihre Wunden etwas geheilt hat, bezweifle ich nicht, daß sie darein willigen wird, Dir ihn bisweilen zuzuschicken; gegenwärtig muß sie ihn aber fortwährend um sich haben!“

Friederich schwieg und suchte seine innere Bewegung zu bemeistern, denn Constanze blickte ihm in's Auge und schien seine Gedanken bis in die Tiefe seiner Seele durchschauen zu wollen.

Schwester Anna's Kräfte nahmen nur langsam zu; erst nach einigen Tagen konnte sie, auf den Arm Constanzens gestützt, mit ihrem Sohn in den Garten

hinabgehen. Während die Letztere der jungen Genesenden den Arm gab, warf sie überallhin besorgte Blicke um sich. Sie fürchtete Friederich irgendwo zu begegnen; sie hatte ihm zwar gesagt, Schwester Anna werde die frische Luft im Garten einathmen, was so viel war als ein Befehl, sich nicht darin blicken zu lassen. Friederich wußte auch, daß sein Erscheinen eine nachtheilige Wirkung auf die Unglückliche ausüben würde, und schloß sich daher in sein Zimmer ein.

Schwester Anna war ruhiger, aber diese Ruhe schien mehr die Folge einer ungeheuren Abmattung als einer gänzlichen Entsagung; sie blickte nicht mehr um sich her, sondern heftete ihre Augen beständig auf den Boden oder auf ihren Sohn; sie weinte nicht mehr, aber der Ausdruck ihrer Züge deutete die Leiden ihrer Seele an; indessen legten ihre Kräfte doch nach und nach zu, und sie war bald im Stande, mit ihrem Kinde allein hinauszugehen, um in der Nähe des Gartenhauses auf und ab zu spazieren.

In wenigen Tagen sollte Frau von Monteville mit Schwester Anna und ihrem Sohne auf das Gut reisen, wo sie im Sinne hatte, denselben ihren Wohnsitz anzuweisen. Friederich billigte den Plan seiner Frau, aber er brannte vor Begierde, Diejenige noch einmal zu sehen, die er so sehr geliebt hatte und eigentlich, ohne sich es zu gestehen, noch liebte.

Er wußte, daß sich Schwester Anna alle Morgen mit Tagesanbruch in eine nahe bei dem Gartenhause stehende Laube setzte. Eines Morgens stand er auf,

während Constanze noch schlief. Das Frühroth graute schon und er konnte dem Wunsche, die junge Stumme und ihren Sohn noch einmal zu sehen, nicht länger widerstehen; er wollte nicht mit ihr sprechen, sich ihren Blicken nicht zeigen, sondern sie nur heimlicher Weise sehen. Auf den andern Morgen war ihre Abreise festgesetzt; es war also der letzte Tag, an dem er seinem glühenden Verlangen Genüge leisten konnte.

Friederich kleidete sich stille an, und näherte sich Constanzens Bette. Sie schien unruhig, aber ihre Augen waren geschlossen: sie schlief. Er wollte diesen Augenblick benützen und entfernte sich daher hastig, ging leise zum Hause hinaus und in den Garten hinab. Die Morgenröthe begann den Schleier der Nacht zu theilen, Alles lag noch in der Ruhe... er lief eilends auf Schwester Anna's Lieblingslaube zu... sein Herz pochte gewaltig... er glaubte sich einen Moment in die Zeit seiner ersten Liebe zurückversetzt, wo seine Blicke, wenn er den Wald von Vizille erreicht, die junge Stumme an dem Ufer des Baches suchten, den sie zu ihrem Rendezvous bestimmt hatten.

Sie war noch nicht da, sie mußte aber kommen, ehe eine Viertelstunde verging. Er setzte sich auf die Bank, wo sie gewöhnlich saß, und von welcher aus man das Gartenhaus im Auge hatte, in dem sie mit ihrem Sohne ruhte. Friederich sah mit starren Blicken nach diesem Orte hin, sein Herz war so voll, seine Seele wieder von jenen süßen Hoffnungen erfüllt, die er ehemals empfunden, wenn er die arm-

selige Hütte Margarethens betrachtet hatte. In diesem Augenblick vergaß er Alles, was bisher geschehen, er konnte vor Ungeduld kaum erwarten, bis sie herauskam, bis sie sich zeigte. Es war ihm wieder, als ob sie wie früher mit ihrer Heerde auf ihn zueilen müßte.

Bei solchen Erinnerungen vergeht die Zeit schnell! Mit einem Male ging die Thüre des Gartenhauses auf, ein Kind zeigte sich: es war ihr Sohn. Friederich war im Begriff, auf ihn zuzulaufen und ihn zu küssen, er erinnerte sich aber seines Versprechens gegen Constanze. Wenn er sich dem Gartenhause genähert hätte, würde ihn Schwester Anna gesehen haben, die nicht weit von ihrem Kinde entfernt sein konnte; er mußte im Gegentheil ihren Blicken ausweichen. Er verbarg sich daher hinter der Laube und wartete dort hinter dem dichten Laubwerk ihr Erscheinen ab.

Kaum hatte er die Laube verlassen, als die junge Stumme aus dem Gartenhause herauskam und ihren Sohn bei der Hand nahm. Friederich wandte kein Auge von ihr ab. Sie war weiß gekleidet, ihre einfach geflochtenen Haare fielen über ihre Stirne herab, auf der sich Gram und Schwermuth abmalten. Sie lächelte jedoch, als sie ihr Kind anblickte, stand dann stille, schaute im Garten umher und seufzte tief.

Friederich wurde nicht müde, sie zu betrachten; dieses neue Kostüm, in welchem er sie nun nach Genüge bewundern konnte (denn in Gegenwart seiner Frau hatte er es nicht gewagt, sie anzusehen), schien

ihre Anmuth und ihre Reize noch zu erhöhen. Sie schritt nach der Richtung zu, wo er sich befand und ging in die Laube hinein; er athmete kaum. Sie setzte sich nieder, nun war sie ganz in seiner Nähe. Ein Paar Zweige trennten sie zwar von einander, aber er hörte ihre Seufzer, er konnte die Schläge ihres Herzens zählen. Wie betrübt sie schien! ach! wer wird sie jetzt trösten? Er war die Ursache ihrer Leiden, ohne sie jemals lindern zu können. Das Kind schlang seine kleinen Arme um den Hals seiner Mutter, es schien, so jung es war, durch seine Liebkosungen den Kummer der Mutter verscheuchen zu wollen; sie drückte es an ihre Brust und Thränen rollten aus ihren Augen. Friederich konnte sich nicht länger bemeistern, er hörte sie schluchzen, er vergaß sein Versprechen, er sah nur noch Schwester Anna's grambenetzte Wangen, ihre Zähren fielen brennend auf sein Herz. Nun theilte er rasch die Zweige, die sie von einander trennten. In einem Nu lag er zu ihren Füßen, umfaßte ihre Kniee und rief aus: „Vergib mir!"

Als Schwester Anna Friederich sah, machte sie eine Bewegung, aufzustehen und zu entfliehen, sie hatte aber nicht Kraft genug und sank auf die Bank zurück. Sie wollte ihr Gesicht abwenden, aber eine unüberwindliche Gewalt nöthigte sie, ihren Geliebten anzublicken. Er lag flehend vor ihr auf den Knieen, sie hatte den Muth nicht, ihn zurückzustoßen, sie legte ihren Sohn in seine Arme und schloß dann, von ihrer glühenden Neigung hingerissen, Friederich selbst

an ihr Herz. In diesem Augenblicke ertönte in der Nähe ein Schrei. Friederich verließ bestürzt und erschrocken die Laube, sah überall umher, entdeckte aber Niemand und kehrte zu Schwester Anna zurück. Diese hatte jedoch mit ihrem Sohne bereits den Weg nach dem Gartenhause eingeschlagen; er wollte sie zurückhalten, sie entriß sich aber seinen Armen, und sagte ihm mit den Augen ein sanftes Lebewohl. Sie hatte einen Augenblick des Glückes genossen, sie wollte aber kein Unrecht an ihrer Wohlthäterin begehen, indem sie noch länger bei Friederich verweilte.

Schwester Anna und ihr Sohn waren wieder in's Haus zurückgegangen; Friederich blieb allein im Garten. Er war noch ganz von dem Glück durchdrungen, welches er empfunden, als er seine Freundin wiedergesehen; in diese Freude mischte sich aber eine Besorgniß: der Schrei, den er gehört hatte, beunruhigte ihn. Er eilte im Garten herum, suchte überall, fand aber Niemand. Endlich tröstete er sich mit dem Gedanken, er habe sich getäuscht, oder der Schrei sei in der Nähe auf dem Felde ausgestoßen worden. Einen Augenblick befürchtete er, seine Frau möchte ihn gesehen haben, er gab aber dieser Idee keinen Raum: Constanze schlief ja, als er ihr Zimmer verließ. Er war bereits im Begriffe, in's Haus hinaufzugehen, die Dienstleute standen allmälig auf, allein Dubourg und Ménard traten in den Garten. Friederich wagte es nicht, sich zu seiner Frau zu begeben, er erwartete lieber die Stunde des Frühstücks, um mit ihr zusammenzutreffen.

Er ging daher mit seinen Freunden spazieren, war aber nachdenklich und unruhig. „Bist Du wegen Anna's Abreise betrübt?“ fragte Dubourg; „sieh, mein Freund, ihre Entfernung ist unumgänglich nothwendig. Ein Mann kann nicht mit seiner Frau und seiner Geliebten unter einem Dache wohnen, selbst dann nicht, wenn die Letztere keinen Werth mehr für ihn hat; denn die Frau muß immer ein gewisses Einverständniß, Zufälle und Rückfälle befürchten, und kann deßhalb, wenn sie ihren Mann auch nicht besonders liebt, nicht ruhig schlafen... — Gewiß,“ versetzte Ménard, „es läßt sich nicht mit einer Ziege und einem Wolfe leben. Das wäre gerade, wie wenn man einen Zeisig und einen Sperling zusammen in einen Käfig sperrte; sie wären unaufhörlich mit einander im Kriege. Ich sage dieses nicht in Beziehung auf Frau von Monteville! die ist ein Engel an Sanftmuth... Und die Andere wird ihr sicher nie ein unrechtes Wort sagen!... Aber!... naturam expellas furca, tamen usque recurret. Außerdem hat ein griechischer Philosoph gesagt, wenn Du die Hölle auf Erden haben willst, so wohne mit Deiner Frau und Deiner Geliebten unter einem Dache. — Ei! Herr Ménard, das bestreite ich durchaus nicht, es wäre mir sogar lieb, wenn diese Unglückliche weit von hier entfernt wäre!... denn ich sehe wohl ein, daß man nicht auf seine Entschlüsse rechnen darf... — Man darf in der Welt nur auf eine Sache rechnen, nämlich auf eine üble Verdauung, wenn man sich gleich nach Tische badet.“

Es war Zeit zum Frühstück: Constanze erschien; sie ging wie gewöhnlich ihrem Manne entgegen und küßte ihn. Ich habe mich getäuscht, sie weiß Nichts, dachte Friederich. Indessen glaubte er doch zu bemerken, daß seine Frau ungewöhnlich blaß war und ihre Hand in der seinigen zitterte. Er erkundigte sich eifrig nach ihrem Befinden. „Mir fehlt Nichts,“ entgegnete Constanze; „ich bin nicht krank ... ich fühle mich ganz wohl.“ Der Ton, womit sie übrigens diese Worte sprach, schien dieser Versicherung zu widersprechen.

Der Tag verstrich. Friederich sah mit Staunen, daß Constanze durchaus keine Anstalten zu ihrer und Schwester Anna's Abreise traf. Er wagte es endlich, sie hierüber zu befragen.

„Ich habe meinen Entschluß geändert,“ sagte sie, gewaltsam ihre Bewegung unterdrückend; „ich sehe nicht ein, warum das Mädchen unser Haus verlassen sollte, sie hat es ganz gut bei uns ... Ihre Gegenwart kann Ihnen nicht unangenehm sein, ihre Entfernung könnte Ihnen aber wehe thun ... — Was sagen Sie!“ rief Friederich aus.

Constanze fuhr jedoch kalt, und, wie es schien, ohne die Bestürzung ihres Mannes zu bemerken, fort: „Nein, sie geht jetzt nicht fort ... es ist nunmehr überflüssig ...“

Mit diesen Worten entfernte sich die Gräfin und schloß sich in ihr Zimmer ein. Friederich wußte nicht, was er von der veränderten Stimmung seiner Frau denken sollte, und Abends kündigte die Kammerfrau

der Frau von Monteville der Schwester Anna an, daß sie wie bisher das Gartenhaus bewohnen werde und nun nicht mehr von einer Abreise die Rede sei.

Die junge Stumme hörte diese Nachricht mit Staunen; innerlich freute sie sich übrigens über das Glück, noch länger in Friederichs Nähe zu verweilen. Sie wunderte sich indeß, warum ihre Wohlthäterin, die ihr so viel Gutes erwiesen, ihr nicht selbst erklärte, warum der frühere Plan abgeändert worden sei. Mehrere Tage vergingen nach einander, ohne daß sie Frau von Monteville sah. Schwester Anna und ihr Sohn wurden immer mit gleicher Auszeichnung behandelt, aber die Gräfin kam nicht mehr zu ihnen in's Gartenhaus.

Constanze blieb fast immer in ihrem Zimmer. Sie machte Friederich nicht den geringsten Vorwurf, aber sie sah sehr betrübt aus. Man bemerkte, daß sie litt und daß sie mit Gewalt ihren Kummer unterdrückte. Friederich hatte den Muth nicht, sie zu befragen, und wenn er es that, so antwortete sie ihm stets: „Es fehlt mir Nichts.“

„Potz Kukuk,“ sagte Dubourg, „das geht nicht mit natürlichen Dingen zu! . . . Die junge Frau ist schmerzlich betrübt, und will doch, daß die Andere da bleiben soll . . . das verstehe ich nicht! . . . — Ich auch nicht,“ erwiederte Ménard, „ich bin ebenfalls der Meinung: es müsse ein Geheimniß dahinter stecken. Tertullius behauptet: der Teufel sei nicht so boshaft wie ein Weib, und ich bin auch dieser Ansicht.“

Sechstes Kapitel.

Schluß.

Schwester Anna und ihr Sohn bewohnten immer das Gartenhaus. Die junge Stumme zeigte sich selten im Garten, und nur in den zunächst an dem letzteren gelegenen Alleen. Sie näherte sich dem Hause nicht mehr; sie fürchtete sich, Friederich noch einmal zu begegnen, obgleich ihr Herz noch immer mit demselben Feuer für ihn glühte.

Aber Constanzens Gatte mied die Gegend um das Gartenhaus entschieden. Das Benehmen seiner Frau, seit er Schwester Anna umarmt hatte, ließ ihn endlich fast nicht länger bezweifeln, daß sie den Schrei ausgestoßen, den er damals gehört hatte. Was mußte nun Constanze von seinem Versprechen denken, wenn sie ihn hatte zu Anna's Füßen liegen sehen? Ohne Zweifel glaubte sie sich jetzt nicht mehr allein geliebt. Oft war er im Begriffe, vor seiner Frau niederzufallen und sie zu versichern, daß er sie noch immer anbete; aber dann hätte er ihr gestehen müssen, daß er sein Wort gebrochen habe, und das that er auch nicht gerne, weil es ihr möglicher Weise noch unbekannt sein konnte. In Folge dieser Unschlüssigkeit schwieg Friederich gegen sie, und hoffte durch seine Aufmerksamkeit Constanzens eifersüchtigen Verdacht, der sie innerlich verzehrte, zu beschwichtigen.

Frau von Monteville verließ das Haus gar nicht mehr, sie ging nicht mehr in den Garten. Ihre Züge waren abgemattet, ihre Wangen farblos; vergebens

bemühte sie sich zu lächeln. Sie war immer gleich sanft, gleich gut; sie schien dankbar für die Zärtlichkeit ihres Gatten. Als sie bemerkte, daß er nicht mehr in den Garten ging, forderte sie ihn oft auf, einen Spaziergang in demselben zu machen. „Warum soll ich Dich verlassen?“ entgegnete ihr Friederich; „kann es mir irgendwo angenehmer sein, als in Deiner Nähe?“

Constanze drückte ihm innig die Hand und wendete sich ab, eine Thräne zu verbergen. Die Scene in der Laube schwebte fortwährend vor ihren Augen; sie sah immer ihren Mann vor sich, wie er Schwester Anna an sein Herz drückte; sie glaubte sich nicht mehr im Besitze seiner Zärtlichkeit; bildete sich ein, er sei unglücklich, weil er die Stumme nicht mehr sehen könne, und opfere ihretwillen seine Ruhe auf. Dieser Gedanke verursachte ihrem Herzen tausend Qualen, die um so schmerzlicher waren, als sie dieselben geheim halten mußte.

„Das kann übrigens nicht so fortgehen,“ sagte Dubourg oft zu Friederich. „Deine Frau nimmt zusehends ab, und die junge Stumme ist so betrübt, daß sie Einen in der Seele dauert... Potz Kukuk! wenn diese beiden Weiber zusammen bleiben, so sterben sie an der Schwindsucht. — Was kann ich machen? Liegt Schwester Anna's Schicksal nicht ganz in Constanzens Hand? Wenn ich mit ihr darüber spreche, so verschließt sie mir den Mund, oder erklärt wiederholt, daß dieselbe nicht von hier fortdürfe. — Das ist in der That eine peinliche Lage,“ sagte Ménard,

„und wenn ich an der Stelle meines Zöglings wäre, so wüßte ich wohl, was ich thäte!... — Was thäten Sie?“ rief Dubourg aus. — „Mein Gott! ich machte es wie er, ich wüßte auch nicht, was ich anfangen sollte.“

Ein ganz einfacher Vorfall sollte Alles in Friederichs Hause verändern: der Graf von Monteville, der endlich von der Gicht erlöst war, kam eines Morgens in dem Landhause seines Sohnes an.

Obgleich Dubourg nicht wußte, daß der Graf Schwester Anna kannte, war ihm doch die Ankunft desselben sehr erwünscht, denn er bezweifelte nicht, daß Friederich durch die Gegenwart seines Vaters zu einem Entschlusse veranlaßt werden würde; er war auch äußerst bestürzt, als er ihn eintreten sah, da er noch gar keine Erklärung mit ihm gehabt hatte. Sollte er seinem Vater die Wahrheit sagen? Sollte er ihn davon in Kenntniß setzen, daß die junge Stumme im Hause wohne?... Aber ehe er einen Augenblick mit dem Grafen allein gewesen war, nahm ihm Constanze das Wort ab, mit seinem Vater Nichts über Schwester Anna zu sprechen; sie glaubte nämlich: der Fehltritt seines Sohnes sei dem Grafen nicht bekannt, und wollte daher, daß er gar Nichts davon erfahre.

Der Graf von Monteville seinerseits war schon seit Langem wegen des Schicksals der jungen Frau, welche ihm das Leben gerettet hatte, in Sorgen. Sein letzter Bote hatte ihm die Nachricht überbracht, daß sie den Pachthof verlassen habe, um sich nach

Paris zu begeben; da sie sich aber nicht bei dem Grafen einfand, ließ er sie in der ganzen Stadt suchen, allein vergeblich; er begriff nicht, was aus ihr geworden sei.

Der Graf staunte bei seiner Ankunft über Constanzens Traurigkeit und Niedergeschlagenheit; er erkundigte sich theilnehmend nach dem Grunde ihres veränderten Aussehens; vergebens bemühte sich die junge Frau, ihn zu täuschen, indem sie ein Unwohlsein vorschützte; der alte Herr war ein genauer Beobachter, er bemerkte, daß man ein Geheimniß vor ihm verbarg, und nahm sich vor, es zu entdecken. Sein Sohn fühlte sich verlegen in seiner Nähe, Herr Ménard wich ihm aus, als ob er abermals eine Unzufriedenheit und Vorwürfe befürchtet hätte; Dubourg allein schien erfreut über seine Gegenwart, Alles deutete ihm aber an, daß etwas Außerordentliches im Hause vorgehe.

Da Constanze wußte, daß Herr von Monteville, wenn er nach Montmorency kam, die Gewohnheit hatte, häufig im Gartenhaus zu lesen, so zeigte sie ihm an: daß gegenwärtig eine junge Frau und ihr Kind, deren sie sich angenommen habe, dort logire. Dies genügte dem Grafen; er war weit entfernt zu vermuthen, daß die junge Frau Diejenige sei, nach welcher er schon so lange fahndete; er hatte nicht die mindeste Ahnung, sie bei seinem Sohne zu treffen.

Am folgenden Morgen stand der Graf, seiner Gewohnheit gemäß, sehr frühe auf und lenkte seine Schritte nach dem Gartenhause; erst als er hineingehen

wollte, erinnerte er sich dessen, was ihm Constanze am Vorabende gesagt hatte; er kehrte sich also um und schlug einen anderen Weg ein. Kaum hatte er aber ein Paar Schritte gemacht, so kam ein Kind aus dem Gartenhause heraus und lief auf ihn zu; in demselben Augenblicke bemächtigte sich eine andere Person einer seiner Hände und drückte sie an ihr Herz. Der Graf von Monteville konnte sich nicht von seinen Staunen erholen, als er sich gegenüber von der jungen Stummen und ihrem Sohne befand.

Schwester Anna hatte den Grafen von ihrem Fenster aus auf's Gartenhaus zugehen sehen und ihn augenblicklich erkannt; die Züge ihres Wohlthäters waren in ihr Herz gegraben; sie eilte ihm nach als er sich umkehrte.

Die junge Stumme drückte dem Grafen ihre Freude aus, ihn wiederzusehen; seine Ueberraschung war außerordentlich. „Sie hier!“ rief er aus, „wer hat Sie aufgenommen? Wissen Sie, bei wem Sie sind?... Wissen Sie, daß die junge Frau, die Ihnen ein Asyl gewährte, die Gattin Friederichs, ihres Verführers, ist?“

Schwester Anna gab ihm zu verstehen, daß sie es wisse, daß sie Friederich gesehen habe, und daß sie sich auf Constanzens Wunsch hier im Gartenhause aufhalte.

Mit jedem Augenblick vermehrte sich des Grafen Verwunderung. Da ihm die junge Stumme aber nicht Alles gehörig erklären konnte, war er ungeduldig seinen Sohn zu sehen. „Gehen Sie wieder in

das Gartenhaus hinein," sagte er zu Schwester Anna; „Sie müssen es ungesäumt verlassen, denn Sie sind bereits zu lange darin geblieben. Gehen Sie, gehen Sie, mein armes Kind, ich werde Sie bald wieder sehen."

Schwester Anna gehorchte; sie ging mit ihrem Sohne, den der Graf vorher zärtlich geküßt hatte, in's Haus zurück.

Friederich befürchtete das so eben Geschehene schon zum Voraus. Er bebte vor Angst, sein Vater möchte Schwester Anna begegnen, und stand eben im Begriff, ihm die ganze Wahrheit auseinander zu setzen, als der Graf bei ihm erschien; der strenge Ausdruck in seines Vaters Antlitz verkündete ihm, daß es zu spät sei.

„Ich habe die Person gesehen, welche im Gartenhause wohnt," begann der Graf, seinen Sohn aufmerksam betrachtend; „jetzt wundert mich die Traurigkeit und die Veränderung, die ich in dem ganzen Wesen Deiner Gattin bemerkt habe, nicht mehr. Unglücklicher! das ist der Lohn für so viel Liebe, so viel Tugenden!... Du duldest, daß das Mädchen, welches Du verführt hast, unter einem Dache mit Deiner Frau wohnt."

„Ich bin schuldlos," entgegnete Friederich; dann erzählte er seinem Vater, wie seine Frau die junge Stumme und ihren Knaben während seiner Abwesenheit bei sich aufgenommen, wie sie sich an die Unglückliche attachirt, und wie sich das Uebrige zugetragen habe, seit er wieder zurückgekehrt sei.

Der Graf hörte schweigend Friederichs Erzählung an. „Also weiß Deine Frau Alles!...“ sprach er, „sie weiß, daß Du der Verführer dieses jungen Mädchens, der Vater ihres Kindes bist... und verlangt, daß sie auch in Zukunft im Hause bleibe?... — Anfangs hatte sie die Absicht, sie nicht hier zu behalten, sondern sie selbst mit ihrem Sohne auf eines unserer Güter zu führen, wo ganz und gar für sie gesorgt werden sollte; der Tag der Abreise war bereits festgesetzt... ich weiß nicht, was sie zur Abänderung ihres Entschlusses bewogen hat... Jetzt will sie Schwester Anna nicht mehr fortlassen... — Und Du erräthest den Grund nicht?... Mein Sohn, dieses Betragen ist zu ungewöhnlich, um nicht die Folge eines geheimen Beweggrundes zu sein... Es ist nicht natürlich, daß eine Frau, die ihren Mann liebt und anbetet, eine Nebenbuhlerin, oder wenigstens ein Frauenzimmer, das er geliebt hat und noch lieben kann, bei sich duldet. Allein Constanze hat eine erhabene Seele, die jeder Aufopferung fähig ist; sie opfert sich Deinem Glücke auf... Darfst Du das zugeben?... Siehst Du die Veränderung nicht, die mit ihr vorgeht! Sie verbirgt ihre Thränen vor Dir, aber sie kann ihre Bläße und den Ausdruck des Grames, der sich in ihren reizenden Zügen abmalt, nicht verbergen; unaufhörlich verfolgt sie der Gedanke, daß Du mit der Mutter Deines Kindes unter einem Dache lebest, sie sehen, sie sprechen könnest... — Ach! mein Vater! ich schwöre Ihnen, niemals... — Ich will das gerne glauben, aber die Lage Deiner

Frau ist grausam. Von morgen an muß es anders werden... von morgen an soll Dein Opfer nicht mehr unter Deinen Augen sein. — Was! Vater... — Bist Du nicht mit meinem Entschlusse einverstanden? — Ich! o! im Gegentheil... ich fühle, wie viel ich Ihnen verdanke... ich habe nicht nöthig, Ihnen die Unglückliche... und... meinen Sohn anzuempfehlen... — Nein, mein Herr, ich weiß, was meine Pflicht ist... die wohlmeinenden Absichten Deiner Gattin werden nun ausgeführt... aber auch abgesehen davon, glaubst Du denn, das junge Mädchen sei mir gleichgültig und ihr Kind habe keine Rechte an mein Herz?... Glaubst Du, dasselbe sei, weil es nicht mehr die glühende Leidenschaft der Jugend empfinde, für jedes Gefühl abgestorben?... Laß mich Deiner Frau wieder Friede und Ruhe zurückgeben, und mache sie, wenn es möglich ist, durch verdoppelte Sorgfalt und Liebe gegen sie wieder glücklich... nur so kannst Du Deinen Fehler wieder gut machen und mir vergelten, was ich für Schwester Anna und ihren Sohn thun werde."

Friederich benetzte die Hand seines Vaters mit Thränen. Der Graf verließ ihn, um sich zu Constanzen zu begeben; er sprach kein Wort in Beziehung auf die Stumme mit ihr, aber er bewunderte sie und fühlte, daß sie ihm durch ihr edles Betragen noch theurer geworden sei. Constanze wußte nicht, aus welchem Grunde sie der sonst so kalte Graf mit Freundschaftsbezeugungen überhäufte; sie konnte es auch nicht vermuthen, denn sie glaubte:

Friederichs Vater sei mit dem Fehltritte seines Sohnes unbekannt.

Der Graf hatte seinen Bedienten nach Paris geschickt und ihm den Befehl gegeben: auf den folgenden Morgen mit Tagesanbruch gute Pferde und einen Wagen vor die Gartenthüre zu bestellen. Er selbst wollte Schwester Anna an ihren künftigen Wohnort führen; er begab sich sodann in's Gartenhaus, um ihr seinen Entschluß mitzutheilen.

Dieses häufige Hin- und Hergehen brachte Dubourg auf die Vermuthung, der Graf müsse irgend Etwas vorhaben. „Es steht uns eine Veränderung bevor," sagte er zu Ménard, „möge dadurch wieder Glück und Freude unter diesem Dache einkehren!... — Man ist allerdings seit einiger Zeit nicht recht heiter im Hause," erwiederte Ménard, „die Frau Gräfin seufzt, mein Zögling ist nachdenklich und die Stumme schweigt; Sie selbst, mein lieber Dubourg, sind nicht mehr derselbe. — Mein Gott! wie können Sie von mir verlangen, ich solle lustig sein, wenn ich Diejenigen leiden sehe, die mir werth und theuer sind; trotz meiner Philosophie kann ich bei den Kummer meiner Freunde nicht gleichgültig bleiben. — So geht es mir auch, ich beschäftige mich den ganzen Tag damit. — Ja, aber Sie verlieren den Appetit nicht darüber. — Dient es zur Aufheiterung, wenn ich krank werde?... — Es sieht nicht gefährlich aus!... Sie werden im Gegentheil kugelrund!... — Der Dummkopf von Koch gibt uns alle Tage Beefsteak, wie soll man da nicht fett werden?... —

Ich bin der festen Ueberzeugung, daß die Ankunft des alten Grafen, der im Gartenhause war und Schwester Anna gesehen hat, Vieles ändern wird... — Ach! glauben Sie, daß wir jetzt keine Beefsteak mehr bekommen werden? — In der That, Herr Ménard, Sie wurden nicht geboren, um in Frankreich zu leben; Sie sollten in der Schweiz sein, wo man den ganzen Tag ißt. — Mein Herr, ich bin geboren, um zu leben, gleichgültig wo; und als sie den Baron von Potoski spielten, wußten sie mit ihren Diners zu drei Gängen unsere Kasse vortrefflich zu leeren... und ich werde auch von Ihnen nicht sagen: Quantum matatus ab illo, weil ich Sie gestern bei Tische beobachtet und gesehen habe... daß der Herr allen Thunfisch gegessen hat, so daß keiner mehr vorhanden war, als ich mir noch ein wenig nehmen wollte. — Der Thunfisch ist äußerst schwer zu verdauen, Herr Ménard, er bekommt Ihnen nicht gut. — Herr Dubourg, ich ersuche Sie, sich künftig nicht mehr um meine Gesundheit zu bekümmern und mir bei der nächsten Gelegenheit Thunfisch übrig zu lassen. Sie werden sich überzeugen, daß man in meinem Alter nicht so leicht mit einer Indigestion geplagt wird.

Während sich im Hause ein Jedes seinen Vermuthungen hingab, schritt der Graf durch den Garten und ging in's Gartenhaus hinein. Es war bereits Abend, als er im Begriffe stand, Schwester Anna mitzutheilen, was sie erwarte. Er hielt inne, als er die Treppe zum ersten Stockwerke hinaufstei-

gen wollte, wo sie wohnte; er zögerte; nur ungern betrübte er seine Erretterin. „Das arme Kind," sprach er bei sich, „ich werde ihr wehe thun, ich soll sie von Friederich trennen... sie auf immer aus seiner Nähe entfernen... allein ich muß eine heilige Pflicht erfüllen, und ihre Seele ist zu rein, als daß sie nicht selbst fühlen sollte: sie sei es schuldig, der Frau, die sie und ihren Sohn vom schrecklichsten Elende befreit und sie mit Wohlthaten überschüttet hat, die Ruhe und das Leben zurückzugeben."

Herr von Monteville trat in das Zimmer der Stummen; beim Anblick des Grafen stand Schwester Anna auf und eilte ihm entgegen; die Ehrfurcht und die Liebe, welche sie für ihn fühlte, strahlte aus ihren Blicken. Der alte Herr war innig gerührt davon; er betrachtete sie einige Augenblicke schweigend, sah aber ein, daß er seine Mittheilung nicht mehr lange verschieben dürfe, weil sie am folgenden Morgen mit Tagesanbruch zur Abreise gerichtet sein mußte.

„Mein Kind," sagte er, „ich habe Ihnen diesen Morgen schon gesagt, Sie können und dürfen nicht mehr länger hier bleiben; Ihre Gegenwart ist tödlich für die Frau, welche Sie bei sich aufgenommen hat; Constanze liebti hren Gatten, wollen Sie ihr auf ewig Ruhe und Glück rauben!... Sie unterdrückt den Schmerz, den sie empfindet; aber ich habe in der Tiefe ihrer Seele gelesen... Sie werden die Retterin ihres Sohnes nicht in's Grab stürzen wollen!"

Schwester Anna gab durch eine ausdrucksvolle

Geberde zu verstehen, daß sie bereit sei, sich für Constanze aufzuopfern.

„Wohlan," fuhr der Graf fort, „so müssen Sie abreisen und diesen Ort fliehen... Morgen mit Tagesanbruch müssen Sie sich, ohne sich bei Ihrer Wohlthäterin zu verabschieden, aus dem Hause entfernen... Ich nehme es auf mich, derselben die Gefühle Ihres dankbaren Herzens auszudrücken... Sie dürfen hier Niemand mehr sehen, es ist überflüssig; besonders eine Person nicht, ich habe nicht erst nöthig, Ihnen näher zu bezeichnen wen, diese müssen Sie im Gegentheil sorgfältig zu vermeiden suchen..."

Schwester Anna erstarrte bei diesen Worten. So plötzlich, ohne alle Vorbereitung, ohne ihn zu sehen und auf immer abzureisen!... Ihr Muth fing an, sie zu verlassen, zwei Thränenströme entrollten ihren Augen.

Der Graf näherte sich ihr, nahm sie bei der Hand und sprach: „Arme Kleine, diese Entfernung schmerzt Dich... sie muß aber stattfinden; in einer solchen Lage wäre jeder Moment des Aufschubes ein Verbrechen. Ich reiße Sie von hier weg... allein ich habe das Recht, mit Strenge zu verfahren... Muth, armes Kind, Muth!... Sie haben Friederichs Vater vor dem Dolche der Räuber gerettet, er bittet Sie, sich noch einmal für die Ruhe seines Sohnes aufzuopfern!"

Diese Worte übten auf die junge Mutter vollkommen die Wirkung aus, welche der Graf davon erwartete. Als sie vernahm, daß er der Vater ihres

Geliebten sei, fiel sie vor ihm auf die Kniee nieder und schien ihn mit aufgehobenen Händen um Verzeihung zu bitten.

„Stehen Sie auf... stehen Sie auf!..." rief der Graf, einen Kuß auf ihre Stirne drückend, aus; „ach! Unglückliche! warum kann ich Sie nicht glücklich machen?... Allein von nun an sollen Sie ein sorgenloses Dasein genießen, und auch die Zukunft Ihres Sohnes ist gesichert. Ich will Sie auf einen Pachthof bringen, den ich Ihnen zum Geschenke mache; es steht ein hübsches Haus dabei, welches Sie bewohnen werden, und ich werde sie mit treuen, anhänglichen Leuten umgeben. Dort widmen Sie sich der Erziehung Ihres Sohnes; ich besuche Sie recht oft in Ihrer Zurückgezogenheit, und hoffe, daß in Bälde Ruhe und Friede in Ihr Herz zurückkehren werden."

Schwester Anna hörte dem Grafen zu, sie war bereit ihm zu gehorchen; sie erwartete zwar hienieden kein Glück mehr, schien aber zu sagen: Befehlen Sie über mich, ich bin Willens all Ihren Wünschen Folge zu leisten.

„Also Morgen!" sagte der Graf; „bei Tagesanbruch hole ich Sie ab; ich wünsche, daß wir abreisen, ehe Jemand im Hause aufgestanden ist; vor dem Gartenthore erwartet uns ein guter Wagen. Rüsten Sie das Nöthige für sich und Ihren Sohn... Sie haben keine große Vorbereitungen zu treffen, da Sie Alles, was Sie brauchen, an Ihrem künftigen Aufenthaltsorte finden werden. Auf Wiedersehen, liebes

Kind; nur Muth gefaßt ... mit Tagesanbruch bin ich bei Ihnen."

Der Graf ging fort. Schwester Anna war allein, ihr Sohn schlief; es war Nacht, die letzte, welche sie in Friederichs Nähe zubringen sollte, sie mußte abreisen, ihn auf ewig fliehen. Dieses Bewußtsein schmetterte sie darnieder, sie saß unbeweglich auf einem Stuhle neben der Wiege ihres Kindes; ein einziger Gedanke beschäftigte sie: sie mußte sich von Demjenigen entfernen, den sie so sehnlich zu finden gewünscht hatte, den sie anbetete, und der sie, wie es in der Laube geschienen, noch liebte. Sie mußte ihn fliehen, allein die Ruhe und das Leben ihrer Wohlthäterin erheischten dieses schreckliche Opfer.

Die letzten Stunden, die ihr im Hause zu verweilen gestattet wurden, schienen mit ungewöhnlicher Schnelligkeit zu enteilen. Ganz in ihre Gedanken versunken, hatte sie sich noch nicht mit den Zurüstungen zu ihrer Abreise beschäftigt. Es schlug Mitternacht auf der Dorfuhr, und die junge Stumme saß noch in demselben Zustande, wie sie der Graf verlassen hatte, neben der Wiege ihres Sohnes.

Der traurige Klang der Glocke erweckte sie aus ihrer Träumerei, sie stand auf und machte ein kleines Päckchen mit Kleidern zusammen; ihre Vorbereitungen waren bald geschehen; es blieben ihr noch mehrere Stunden der Nacht übrig. Sollte sie sich zur Ruhe begeben? nein, sie wußte, daß dieses eine vergebliche Anstrengung wäre! Allein, welcher Gedanke setzte ihr Herz in Bewegung? Alles schlief im

Hause; wenn sie die letzten Augenblicke, die ihr übrig blieben, benutzen würde, um sich ihm zu nähern; sie wollte ihn nicht sehen, sie wußte, daß dieses ein Unrecht gegen das Versprechen, welches sie dem Grafen gegeben hatte, und gegen ihre Wohlthäterin gewesen wäre. Aber ohne daß es Friederich erfuhr, konnte sie ihm ein letztes Lebewohl sagen; sie wußte, wo die Fenster seines Zimmers waren, sie konnte den Ort sehen, wo er der Ruhe pflegte, und es war ihr, als ob sie dann weniger unglücklich abreise und Friederich in seinem Schlummer die Worte ihrer Abschiedes höre.

Schwester Anna schwankte nicht lange; sie legte ihr Päckchen auf einen Stuhl, und stellte das Licht, welches ihr Zimmer erleuchtete, auf den Kamin. Ihr Sohn schlief fest, sie blickte ihn zärtlich an, dann weinte sie, sich über seine Wiege herbeugend, sie dachte daran: daß er nun bald von seinem Vater entfernt sein werde.

Kein Geräusch ließ sich vernehmen, sie ging leise aus dem Gartenhaus hinaus; die Nacht war dunkel, sie kannte jedoch die Wege im Garten, ihre Füße berührten kaum den Boden. Gleich einem leichten Schatten flog sie durch die Alleen hin, welche sie durchwandeln mußte, und stand endlich vor dem Hause. Rechts, im ersten Stocke, war Friederichs Schlafzimmer, sie warf sich vor seinen Fenstern auf die Kniee nieder, breitete die Arme nach ihm aus und rief ihm ein letztes Lebewohl zu!

In Thränen gebadet, ihr Haupt mit der Hand

stützend, überließ sich Schwester Anna, ohne ihre Blicke von dem Orte abwenden zu können, wo sie wußte, daß er wohnte, ihrer Verzweiflung, ihrer Liebe und ihrem Schmerze; es war schon lange, seit sie sich aus dem Gartenhause entfernt hatte; die Zeit verstrich, sie konnte sich immer nicht von diesem Platze trennen, und es mußte doch sein.

Die Unglückliche machte eine letzte Anstrengung, sie stand auf, entfernte sich mit gebrochenem Herzen, schritt schwankend durch die Alleen und konnte kaum ihr Schluchzen ersticken. Plötzlich erleuchtete eine lebhafte Helle den Garten; Schwester Anna blickte in die Höhe, sie begriff nicht, woher dieselbe kam; je weiter sie vorwärts ging, desto strahlender wurde die Helle; die finstere Nacht war einer fürchterlichen Beleuchtung gewichen: die Flammen einer Feuersbrunst bewirkten diese Verwandlung. Bei diesem Gedanken lief Schwester Anna, von einem unbegreiflichen Entsetzen ergriffen, nicht mehr, nein, sie rannte, sie flog auf das Gartenhaus zu... die Flammen schlugen durch die Rauchwolken im ersten Stock heraus.

Ein entsetzlicher Schrei drang aus der Brust der jungen Mutter hervor, sie sah Nichts mehr als ihren Sohn, den sie in diesem Zimmer zurückgelassen hatte; ihren Sohn, der von den Flammen verzehrt werden sollte.

Die Verzweiflung verlieh ihr neue Kräfte; sie ging in's Gartenhaus hinein, ein dicker Rauch erfüllte die Treppe; eine Mutter scheut keine Gefahr, sie muß ihr Kind haben; sie stieg hinauf, sie suchte und fand

die Thüre nicht, der Rauch verhüllte Alles, vergebens tastete sie mit ihren Händen umher; endlich zeigte ihr das immer weiter um sich greifende Feuer den Weg; sie drang in die Stube, Alles stand in Flammen; ein Theil ihrer zusammengepackten Kleider war über den Stuhl in der Nähe des Lichtes heruntergefallen, hatte sich entzündet und in einem Nu alle übrigen Gegenstände in Brand gesteckt. Schwester Anna lief nach der Wiege, die noch verschont geblieben war, sie nahm ihr Kind heraus und wollte davon eilen, sie wußte aber nicht mehr, nach welcher Richtung sie entrinnen sollte, sie war rings von Flammen umgeben; ihre Beine hatten schon Brandmahle; sie wollte rufen, sie war dem Tode nahe; in diesem Augenblicke brach ihre Stimme, einer natürlichen Anstrengung folgend, das Band, welches sie fesselte. Die Unglückliche stürzte zu Boden, indem sie deutlich ausrief: „Friederich, komm und rette Deinen Sohn!...“

Doch die Flammen im Gartenhause waren von den Bewohnern des andern Hauses, von welchen mehrere nicht schlafen konnten, bemerkt worden. Friederich verließ erschrocken sein Zimmer und rief seine Leute zusammen. Alles stand eiligst auf: „Es brennt im Gartenhause!“ war der allgemeine Schrei. Man eilte hin, aber Friederich war der Erste; er hatte dem Tode Trotz geboten, um Schwester Anna zu erreichen, und drang wenige Augenblicke, nachdem dieselbe die Besinnung verloren, in's Gemach; mit einem Arme hob er sie in die Höhe und mit dem

andern trug er das Kind; so schaffte er sich Bahn durch die Flammen; er gelangte glücklich in den Garten. Mutter und Sohn waren gerettet.

Als man von der Gefahr unterrichtet wurde, eilte Alles Friederich nach. Constanze war nicht die letzte, die den Schritten ihres Gatten folgte. Sie nahm Schwester Anna in ihren Armen auf, leistete ihr alle mögliche Hülfe und ließ sie ohnmächtig auf ihr Zimmer tragen. Alle umgaben die junge Mutter, deren Körper an vielen Stellen verbrannt war; der Knabe war unversehrt, und man wartete mit Ungeduld, bis seine Mutter die Augen aufschlug, um sie mit seinem Anblicke zu erfreuen.

Endlich entrang sich ihrer Brust ein Seufzer, sie erwachte wieder zum Leben. Constanze reichte ihr ihren Sohn hin. „Mein Kind!...“ rief Schwester Anna, den Knaben mit Küssen bedeckend, aus.

Diese Worte erregten das Staunen aller Umstehenden. Sie horchten und betrachteten Schwester Anna, sie zweifelten, recht gehört zu haben.

„O mein Gott! . . .“ sprach die junge Mutter mit schwacher Stimme, „es ist kein Traum... Du hast mir die Sprache wieder geschenkt... Ach, Friederich! nun kann ich Dir sagen, wie sehr ich Dich geliebt habe... und noch liebe... Ach! verzeihen Sie mir, Frau Gräfin, denn ich fühle, daß ich das mir geschenkte Organ nicht lange werde benutzen können... die Leiden, die ich heute ausgestanden, haben meine Kräfte aufgerieben... ich werde sterben... aber mein Sohn ist gerettet... ach! bedauert mich nicht!...“

Die Unglückliche hatte diese Worte mit großer Anstrengung gesprochen; ihre Augen erloschen, ihre Hand wurde eiskalt, und eine fürchterliche Blässe bedeckte bereits ihr Angesicht. Friederich sank neben sie auf die Kniee nieder, er benetzte ihre Hand, die sie ihm überließ, mit seinen Thränen. Der Graf war ganz in Schmerz vertieft; Constanze suchte die Arme, auf ihren Sohn deutend, dem Leben erhalten zu wollen. Jedes war ergriffen von dieser herzzerreißenden Scene, und selbst der, welcher nie Thränen vergossen hatte, Dubourg, konnte das Schluchzen nicht zurückhalten, während er Anna's Haupt unterstützte.

„Warum beweinet ihr mich?...“ sagte Schwester Anna mit einer letzten Anstrengung; „ich konnte doch nicht glücklich sein... aber ich sterbe ruhiger... Behalten Sie meinen Sohn... Frau Gräfin... er ruht so gut in Ihren Armen... Sie werden Mutterstelle an ihm vertreten... Lebe wohl, Friederich... und Sie... sein Vater... ach! verzeihen Sie mir, ihn so sehr geliebt zu haben!...“

Schwester Anna warf noch einen letzten Blick auf Constanze, die den kleinen Friederich an ihr Herz drückte, und schloß die Augen, indem sie ihren Sohn anlächelte.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des ersten Theils.

		Seite
Erstes Kapitel.	Ein nächtlicher Spaziergang. — Die fünfhundert Franken meiner Tante	5
Zweites Kapitel.	Der Graf von Monteville. — Eine Soirée in der großen Welt . .	23
Drittes Kapitel.	Reisepläne. — Herr Ménard. — Abreise	38
Viertes Kapitel.	Neue Art, Bekanntschaft zu machen. — Der Baron Potoski. . . .	52
Fünftes Kapitel.	Ein Gasthof in einem Dorfe. — Was unsern Reisenden dort begegnete .	68
Sechstes Kapitel.	Das Gehölz	103

Inhalt des zweiten Theils.

Erstes Kapitel.	Dubourg spielt fortwährend den vornehmen Herrn. — Seine Art, die Kasse zu verwalten	5
Zweites Kapitel.	Schwester Anna	34
Drittes Kapitel.	Was thut sie da? — Der ländliche Tanz	54
Viertes Kapitel.	Geschichte der Schwester Anna . .	63
Fünftes Kapitel.	Ein Tag im Gehölze	71
Sechstes Kapitel.	Wie man im zwanzigsten Jahre liebt	84
Siebentes Kapitel.	Dubourg spielt wieder den großen Herrn. — Neue Bekanntschaften.	95
Achtes Kapitel.	Besuch im Walde	124

Inhalt des dritten Theils.

		Seite
Erstes Kapitel.	Fest, Mittagsmahl, Kunstfeuerwerk und Ueberraschung	1
Zweites Kapitel.	Die Komödianten aus dem Stegreif. — Ein Ereigniß, welches Alles verändert	28
Drittes Kapitel.	Der Liebe Lust währt einen Augenblick, der Liebe Kummer währt ein ganzes Leben	68
Viertes Kapitel.	Das große Thier	78
Fünftes Kapitel.	Täuschungen des Herzens. — Unbeständigkeit und Treue	100
Sechstes Kapitel.	Lünel, Dubourg und Lenchen . .	122

Inhalt des vierten Theils.

Erstes Kapitel.	Die Liebe vermag immer am meisten	5
Zweites Kapitel.	Margaretha's Tod. — Schwester Anna verläßt ihre Hütte . . .	35
Drittes Kapitel.	Schwester Anna's Reise. — Der Wald	52
Viertes Kapitel.	Der Fremde	79
Fünftes Kapitel.	Die Vermählung geht vor sich . .	100

Inhalt des fünften Theils.

Erstes Kapitel.	Schwester Anna wird Mutter. — Langer Aufenthalt im Pachthofe.	5
Zweites Kapitel.	Der Eilwagen. — Schwester Anna in Paris	16
Drittes Kapitel.	Der Zufall führt sie zusammen. .	36
Viertes Kapitel.	Ankunft Dubourgs. — Der Sturm droht	58
Fünftes Kapitel.	Rückkehr Friederichs. — Constanze und Schwester Anna.	80
Sechstes Kapitel.	Schluß	108

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kock, Paul <<de>>,

Paul de Kock's humoristische Romane, deutsch bearbeitet von Heinrich Elsner

Bd.: 32

Stuttgart 1844

P.o.gall. 2569 l-32
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101601-5